Landesbibliothek
Coburg

D.I.7

18641

71

Coburger
Landes=
Bücherei

Gotthold Ephraim Lessings Leben,

verbunden mit einer

Charakteristik Lessings

als Dichter und Schriftsteller.

Neu bearbeitet,

von

Johann Friedrich Schink.

Berlin.

In der Vossischen Buchhandlung.

1825.

Gotthold Ephraim Lessings

sämmtliche Schriften.

Ein und dreißigster Theil.

H. S. C. BIBLIOTHEK COBURG

Berlin.

In der Vossischen Buchhandlung.

1825.

D I 7/1

Landesbibliothek
Coburg

Vorrede.

Der Auftrag zu einer neuen Bearbeitung von Lessing's Leben, und einer Darstellung seines schriftstellerischen Charakters, war mir einer der angenehmsten, die mir jemals gethan wurden. Nur noch von einer kleinen Anzahl auserwählter Seelen

in seiner ganzen Vortrefflichkeit, Würde und Urthümlichkeit erkannt, ist Lessing, der Schmuck und Stolz unserer Literatur und unseres Vaterlandes, dem Großtheile der deutschen Lesewelt beinahe fremd geworden. Diesem Großtheile sein Andenken zu erneuen, ihm darzuthun, was Er uns war, noch ist und bleiben wird, dazu gab der mir gewordene Auftrag die willkommenste und erfreulichste Gelegenheit. Auf ihn nahm ich denn in der Ausführung vorzüglich Rücksicht. Die seinem Geiste vertraut gebliebenen, sein unsterbliches Verdienst in ihrem Herzen bewah-

renden Auserwählten bedurften dessen nicht. Vor ihnen stand er unverrückt in seiner Kraft, Herrlichkeit und Größe da. Ihnen diese zur nähern Anschauung zu bringen, wäre eben so anmaßend als überflüssig gewesen. Mir blieb nur das Verdienst, den von ihm Entfremdeten das innere Heiligthum seiner schriftstellerischen Wirksamkeit aufzuschließen und sie in die Großthätigkeit desselben einzuweihen. Nach diesem Verdienste rang ich. Möge es von mir errungen, möge es mir gelungen sein, diesem Würdigen selbst für jene Auserwählten ein würdiges Denkmal gestiftet zu haben!

In der Erzählung seines Lebens war der Bruder des Verewigten mein Führer. Ich gab größtentheils, wenn schon nicht immer mit seinen eigenen Worten, wieder, was ich — denn ich sollte nur neu bearbeiten, nicht neu schaffen — bei ihm vorfand. Nur drängte ich kürzer zusammen, schied Alles daraus, was für die jetzige Lesewelt wenig Anziehendes haben konnte, Alles, was befehdende Beziehungen hatte, was durch längst verschollene Berührungen unbedeutend geworden war. Was ich zur nähern Bezeichnung des großen Deutschen einschal-

tete, umschloß ich mit Klammern. Wenn ich in diese Einschaltungen zuweilen Geständnisse niederlegte, die meine eigenen Ansichten über diesen oder jenen Gegenstand aussprechen, so verzeihe man sie mir, als Herzenserleichterungen, zu denen ich vielleicht nicht so bald wieder Gelegenheit finde. Sie stehen nicht da, um mich gleichsam neben ihm zur Schau zu stellen, sondern nur als Gedanken, die sich aus ihm selbst enwickelten und dann sich zu eigenthümlichen Beobachtungen und Anschauungen gestalteten. Sie sollten nur beurkunden, durch welchen Meister, welches

Vorbild ich auf den Weg der Erkenntniß und der Wahrheit gelangte, und welchen fortzuwandeln, das höchste Ziel meines Denkens und Strebens ist.

In der Darstellung des schriftstellerischen Charakters meines Lehrers und Meisters bin ich durchaus nur der Aussprecher des Selbstgedachten und Selbstbewährten über ihn und von ihm. Meine früheren Bekenntnisse im Pantheon der Deutschen liegen dabei zum Grunde, doch neu bearbeitet, berichtigt, erweitert und vervollständigt. Reifer geworden in

meinen Ansichten und meinem Urtheil, habe ich versucht, den Geist des Verewigten bestimmter aufzufassen und zu enthüllen, damit der Theil der Leser, den ich im Auge hatte, ihn erkenne und würdige, und sich überzeuge, daß er der Größten einer sei, die Deutschlands Literatur je hatte, und noch hat.

Ist diese Ueberzeugung der Erfolg meiner Bestrebungen, wohl mir! so darf ich mich einmal einer gelungenen erfreuen. Nur schüchtern wage ich diese Hoffnung. Ist es mir aber geglückt, neben dem Wil-

len auch die Kraft bewährt zu haben: dann, unsterblicher Meister, wirst du dich deines dankbaren, dir so viel schuldigen Schülers wenigstens nicht zu schämen haben.

Schink.

I.

Sein Leben.

1.

Gotthold Ephraim Lessing's Vorfahren, so weit Familiennachrichten von ihnen melden, waren, wenn nicht alle gelehrte, doch sammt und sonders studirte Leute. Der erste derselben, dessen unter dem Namen Clemens Lessigk gedacht wird, war Chursächsischer Pfarrer im Erzgebirgischen Kreise, unter der Chemnitzer Inspektion. Der Ort, wo er Pfarrer gewesen, ist nicht bekannt. Von ihm selbst aber wird erzählt, daß er im Jahre 1580, laut aller gedruckten Anzeigen davon, die bekannte Eintrachtsformel unterzeichnet habe.

Ein Enkel von ihm, Sohn eines Diakonus zu Skeuditz, eines jetzt preußischen Städtchens

zwischen Leipzig und Halle, Christian Lessing, lebte, von der Schule und Universität zurückkehrend, als Pachtinhaber mehrerer hochadlicher Güter, und einer seiner Söhne, gleichfalls Christian genannt, ward Bürgermeister zu Skeuditz. Von diesem stammte unsres Lessing's Großvater, Theophilus, ab, Bürgermeister zu Kamenz in der Oberlausitz. Dieser erblickte, während des dreißigjährigen Krieges, 1647, das Licht der Welt, kam 1659 auf das damals sehr berühmte fürstliche Gymnasium zu Merseburg, und zeichnete sich durch Fleiß und gute Aufführung aus. Kurz vor seiner Beziehung der Universität zu Leipzig brannten seine Vaterstadt und seine Eltern ganz ab. Der Rektor des Merseburger Gymnasiums, Georg Möbius, verschaffte ihm durch Empfehlung bei den beiden Bürgermeistern einen Unterstützungsgehalt (Stipendium) auf drei Jahre, freien Tisch und Wohnung bei dem Bürgermeister Wagner. Er unterrichtete die beiden jüngsten Söhne seines Wohlthäters mit so großer Geschicklichkeit, daß einer von ihnen

schon im vierzehnten Jahre mit ausgezeichnetem Ruhme Magister werden konnte.

Theophilus vollendete, merkwürdig genug für seine Zeit, seine philosophischen Studien mit einer Streitschrift (Disputation) de religionum tolerantia, nämlich aller Religionen. Ob sie je durch den Druck bekannt geworden, ist völlig ungewiß. Dieser Duldungsprediger erreichte ein hohes Alter. Er starb, als Bürgermeister zu Kamenz, im einundachtzigsten Jahre seines Lebens, vielfach verdient um seine Mitbürger. Der älteste Sohn aus einer zweiten Ehe, Johann Gottfried, geboren am 20. November 1693, wurde Gotthold Ephraim Lessing's Vater.

Johann Gottfried zeichnete sich frühzeitig durch ein starkes Gedächtniß und einen außerordentlichen Hang zum Geschichtsstudium aus. Später auf dem Gymnasium zu Görlitz machte er in der Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache so große Fortschritte, daß seine Lehrer ihn im neunzehnten Jahre seines Alters für fähig erklärten, auf die Un-

versität Wittenberg zu gehen. Hier legte er sich, neben dem Studium der Philosophie und Theologie, auch auf die Erlernung der orientalischen, der französischen und englischen Sprachen, daneben erwarb er sich eine große Gewandheit in gelehrten Streitübungen, und durch sie die Magisterwürde; auch erhielt er einen Churfürstlichen Unterstützungsgehalt. Dabei war sein Betragen anspruchslos, bieder und sittsam.

1716 ging er nach Dresden, sich bei dem Oberkonsistorium prüfen zu lassen, kehrte aber im folgenden Jahre nach Wittenberg zurück, und schrieb, weil in diesem Jahre die zweihundertjährige Feier der lutherischen Kirchenverbesserung einfiel, Vindicias Reformationis Lutheri a nonnullis novatorum praejudiciis. Nach Endigung dieser Schrift erhielt er den Ruf als Prediger und Katechet in seine Vaterstadt. Er nahm ihn 1718 an, schrieb einen Katechismus, der zu den besten der damaligen Zeit gehörte, ließ den vernünftigen Unterricht der Jugend seine vornehmste

Sorge sein; rückte aber auch mit seinen Zeitgenossen in den übrigen theologischen Wissenschaften fort, und vermehrte vorzüglich seine Kenntniß der Geschichte. Er stand mit den damals angesehensten Theologen in Briefwechsel, machte aber nach ihrem Tode keine neue Bekanntschaft dieser Art. 1724 wurde er Dekanus, und 1733 erster Prediger zu Kamenz. 1725 heirathete er die älteste Tochter seines Vorgängers, Feller, und erzeugte mit ihr zehn Söhne und zwei Töchter. Vier Söhne und eine Tochter überlebten ihn.

Johann Gottfried hätte gern, wenn sie Fähigkeit dazu gehabt, aus allen seinen Söhnen Gelehrte gemacht. Er opferte sich mit der Mutter, die wenigstens in dem ältesten gern einen Prediger zu sehen wünschte, für den Vorsatz, sie alle auf die Hochschule zu schicken, mit fast unbegreiflicher Verleugnung des Selbstgenusses auf, und ward, trotz seines heftigen Temperaments, über sein kümmerliches Leben nie ungeduldig. Er gab willig für seine Kinder hin, was er hatte, theilte sogar fremden

Bedrängten mit. Kein Bettler wurde, ohne eine kleine Gabe, von seiner Thür abgewiesen. Gesunden Körpers, heitern und zufriedenen Gemüths, gelassen und standhaft erfüllte er so still, als eifrig, die Pflichten des Vaters, des Ehemannes und des Predigers, und sahe ganz anderen Belohnungen entgegen, als denen, wonach wir hier streben. Er starb 1770, im siebenundsiebzigsten Jahre seines Lebens und im dreiundfunfzigsten seines Amtes.

Sein Streben nach vollkommnern Einsichten und einem daraus geleiteten Handeln machte ihn zu einem der aufgeklärtesten Theologen seiner Zeit. Er läuterte das Christenthum nach seiner Erkenntniß und Ueberzeugung, und nahm, wenn es erkannte Wahrheit galt, keine Rücksicht. Sich zu verleugnen, war ihm unmöglich. Das beweisen seine Schriften, deren er eine große Anzahl in die gelehrte Welt ausgehen ließ. Er hinterließ eine in den letzten Jahren seines Lebens ausgearbeitete Handschrift, unter dem Titel: „Meine Gedanken über die vor funfzig Jahren von mir wider-

legten siebenzehn Vorurtheile, die man nach einem Zeitlaufe von zweihundert Jahren zum Nachtheile der Kirchenverbesserung auf die Bahn gebracht."

In dieser Schrift werden 22 Anklagepunkte gegen Luther widerlegt. Da sie aber nicht im Druck erschien, kann man nicht beurtheilen, mit welchem Glücke, welcher Gründlichkeit und Gewandtheit er seinen Helden und die Kirchenverbesserung gerettet habe. Daß er aber kein gewöhnlicher Verfechter des Beschuldigten gewesen, läßt sich aus dem, was von seinem Geiste, seinem Charakter, seinem Freisinne mitgetheilt worden, ohne alle Partheilichkeit für den Vater unsres großen Landsmannes, als gewiß erwarten.

2.

[Ein so die Wahrheit liebender und suchender, so unermüdet in Erkenntniß fortschreitender, das Erkannte so freisinnig und ohne Menschenfurcht aussprechender Vater durfte wohl hoffen, daß sein Geist auf seine Söhne forterben würde, und er sahe seine Hoffnung

in einem vorzüglichen Maaße an dem älte-
sten derselben erfüllt. Ueber ihn kam sein
Geist zweifältig, ja dreifältig. Man möchte
sagen, daß er den noch höhern in dem Tauf-
wasser empfing, das ihn zum Mitgliede des
großen Gottesreiches weihte, von dem des Ge-
wissens und der Erkenntniß Freiheit ausging
zur Erlösung von der Knechtschaft: so reich
war sein ganzes Leben an Thätigkeit für das
Rechte, für Licht und Klarheit, so un-
aufhaltsam wirkend für des Bessern Verbrei-
tung und Sieg. Er suchte nicht seine Ehre
sondern die Ehre des Heiligsten in dem Men-
schen, der Vernunft, als Gottesgeschen-
kes, nnd des Menschen unbestreitbarsten Vor-
rechtes in allen Dingen, vor allem in der
Erforschung des Göttlichen, in der Begrün-
dung der höchsten Angelegenheit auf Erden,
in der Religion. Diesen Funken in des
Menschen Brust, der ihn allein mit der Gei-
sterwelt verbrüdert, lebendig zu erhalten, war
das immer regsame Streben seines irdischen
Daseins, und gewiß ist er unerschrocken, wie-

wohl demüthig, vor dem Todtenrichter erschienen, der Geist und Herz unbewölkt durchschaut, und der Sterblichen Handeln und Wirken mit gerechter Wage wägt.

Waren gleich die Wege, wie Vater und Sohn die Wahrheit suchten, verschieden, so hatten sie doch ein Ziel, einen redlichen Eifer; war gleich der Vater nicht immer mit der Art und Weise zufrieden, mit der der Sohn nach dem Ziele rang; fürchtete er sogar oft ihn auf Abwegen dazu: so fand er ihn doch nie ihm untreu, und erkannte ihn zuletzt sogar diesem Ziele näher, als seine Furcht und Unzufriedenheit es ihn ahnen ließen. Er sahe den vermeintlich oft Abirrenden unverrückt beharrlich geblieben im Ringen — erringen, und durfte sich mit Stolz sagen: „es ist mein Sohn!"]

Er ward ihm geboren am 22. Januar 1729. Kamenz war seine Geburtsstadt, und der älteste, wiewohl nicht der erstgeborne Sprößling, lernte von seinen frommen Eltern früh beten; empfing den ersten mündlichen Unterricht von dem

Vater, und wußte schon im fünften Jahre, wie und warum er glauben sollte. Fleißiges Bibellesen und das Mitbeten und Mitsingen in den Morgen- und Abendandachten der Familie wurden ihm zur Pflicht gemacht. Von den dadurch seinem Gedächtnisse eingeprägten Liedern rührte vielleicht sein erster Hang zur deutschen Poesie her. Ein Bruder des, nachher als Schriftsteller und gelehrten Reisenden bekannt gewordenen Mylius, ward später noch sein besonderer Lehrer. Doch setzte der Vater seinen Unterricht, vornämlich den in der Religion, ungestört fort.

Der junge Lessing lernte mit Lust und Leichtigkeit. Sogar zum Zeitvertreibe blätterte er schon als Kind in Büchern. Ein Maler, der ihn als Knabe von fünf Jahren, mit einem Käfig, in dem ein Vogel saß, malen wollte, mußte den Käfig in einen großen Haufen Bücher verwandeln. So nur, meinte er, schickte es sich für ihn. Des Vaters Achtung für Gelehrte, wie seine häufige Beschäftigung mit den Wissenschaften, dienten ihm zum Bei-

spiele und pflegten in ihm eine gleiche Liebe zum Lesen und Lernen. Er verlor seinen Privatlehrer, welcher Rektor zu Königsbrück bei Kamenz wurde, und besuchte nun die öffentliche Stadtschule unter dem damaligen Rektor Heinze. Auch hier entwickelten sich seine Fähigkeiten und seine Liebe zum Lernen immer lebendiger. Beide kräftiger zu nähren und aufzurichten, schickten ihn seine Eltern auf die fürstliche Schule zu Meißen, wo er Unterricht und Verpflegung, bis auf die Kleidung, unentgeldlich genoß. Einer seiner Verwandten, der Prediger Lindner zu Putzkau, der auf derselben Schule gewesen war, prüfte den neuen Zögling, fand ihn tüchtig, und 1741 ging er dahin ab. Man mußte ihn aber um ein Jahr älter machen, weil keiner unter dem dreizehnten und keiner über dem sechszehnten Jahre angenommen wurde.

Eine sehr schätzbare Einrichtung dieser Schule war völlige Gleichheit der Reichen und Armen, der Vornehmen und Geringen: gleiche Kost, gleiche Wohnung, gleicher Unterricht; das

fröhliche Zusammensein von 120 Jünglingen, ohne lästigen Zwang; die Entfernung jeder Art von Zerstreuungen, von den Armseligkeiten der großen und kleinen Welt; das Anhalten zur Frömmigkeit, ohne Schwärmerei. Freilich waren die jungen Leute in Griechenland und dem alten Rom mehr zu Hause, als in Sachsen, sprachen mehr Latein, als irgend eine andere Sprache; freilich wurde das Studium der griechischen und lateinischen Sprache, auf Kosten anderer Kenntnisse, wohl ein wenig zu hoch angeschlagen, und bei Erklärung der Alten mehr auf die Worte, als auf die Sache gesehen; dafür wurden doch aber auch die philosophischen und mathematischen Wissenschaften sehr gründlich getrieben, und es fehlte selbst nicht an Unterricht in der französischen und italienischen Sprache, im Zeichnen, in der Musik und im Tanzen.

Fünf Jahre brachte Lessing in dieser Klosterschule zu, und, nach seinem eigenen Geständnisse, nicht ohne Gewinn. Schon hier ward in ihm der Geist der eigenen Wirk-

samkeit und des Selbstdenkens rege. Ihm war es nicht genug, in dem Gleise der vorgeschriebenen Schulstudien seinen Mitschülern zuvorzueilen, er wollte auch außer ihnen weiter. Daher seine Begierde, auch mit den Klassikern bekannt zu werden, die nicht in den öffentlichen Stunden erklärt wurden, sein Geheimlesen des Theophrast, Plautus, Terenz und Anakreon; daher seine Versuche zu Uebersetzungen aus ihnen, sich ihren Geist durch Nachbildungen eigen zu machen. Daher endlich sein Trieb zu Aufsätzen aus eigener Kraft, sein: Uebungen in der lateinischen Poesie und seine Neigung zur deutschen Dichtkunst.

Mit dem Studium der Sprachen verband Lessing nun auch ernstlich das Studium der Mathematik. Er schloß sich daher mit Eifer an den Lehrer derselben, Klemm, den gelehrtesten und scharfsinnigsten seiner Mitgehülfen, an. Von ihm lernte Lessing, daß die Kenntniß der älteren und neueren Sprachen nur Werkzeug zur Gelehrsamkeit, nicht die Sache

selbst sei. Dem Wißbegierigen leuchtete ein, was er vernahm, und seine ganze Thätigkeit wandte sich auf immer höhere Gründlichkeit des Erkennens und Wissens. Zwei unter seinen Papieren aufgefundene Jugendhandschriften sind Beweise davon. Das erste ist eine deutsche Uebersetzung des zweiten, dritten und vierten Buches des Euklied, das andere betrifft die Geschichte der Mathematik. Aus der letzten ersieht man zugleich, daß er auch die gelehrten Zeitungen auf der Schule gelesen.

Alle Zeugnisse von den letzten Jahren seines Schullebens stimmen überein in dem Bekenntnisse von seinem unermüdeten Fleiße in allem Wissenswürdigen. Der Rektor Grabner sprach dies Zeugniß gegen den Vater sehr kräftig mit folgendem derben Lobspruche aus: „Es ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lektionen, die Anderen zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen.“

Nicht selten aber schadete diesem rühmlichen Zeugnisse von seinem Fleiße und seinen

Fortschritten in Kenntnissen seine jugendliche Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe, die er nicht immer in den angemessenen Schranken hielt.

Mehrere der Lehrer dieser Schule wohnten außer dem Bezirke des Klostergebäudes. Sie mußten wöchentlich, einer nach dem andern, Tag und Nacht bei den jungen Leuten sein und die Früh-, Nachmittag- und Abendbetstunden bei ihnen halten. Ein solcher wöchentlcher Oberaufseher hieß Hebdomadarius (Wöchner). Sonnabend kammen alle Lehrer zusammen, das Beste der Schule zu berathen. Dann wurden auch die zwölf ersten Schüler, die die Tisch- und Hofaufseher vorstellten, herbeigerufen, um über das etwa Vorgefallene und weiter zu Beobachtende befragt zu werden. In einer solchen Versammlung, Censur genannt, war auch Lessing, als Aufseher, zugegen, und der Rektor erkundigte sich, warum die Schüler in dieser Woche so spät in des Konrektor Höre Betstunde erschienen wären? Niemand antwortete. Nur Lessing flüsterte einem seiner Mitschüler zu: „ich weiß es." Der Rektor,

der es wohl verstanden, befahl nun, mit der Sprache herauszugehen. Der Vorlaute mußte gehorchen, und da kam es denn heraus: „der Herr Konrektor komme nicht gleich mit dem Schlage; da denke denn Jeder, das Gebet gehe nicht sogleich an.“ Der Herr Konrektor, es abzuleugnen wohl eben nicht im Stande, rief: „admirabler Lessing!“ und Lessing behielt diesen Namen bei seinen Mitschülern.

Höre konnte ihm das nie vergessen, so ein rechtschaffner Mann er auch sonst war. Seine Empfindlichkeit darüber äußerte sich noch, als nachher ein Bruder Lessing's sich bei ihm als Schüler meldete. „Gehe,“ sagte er zu ihm, als er ihn entließ, „sei fleißig, aber nicht so naseweis, wie dein Bruder!“

Zum Glück nahm der Vater seinen Sohn ein Jahr früher, als gewöhnlich, von der Schule, zu Lessing's großem Vergnügen, der sie herzlich satt hatte. Er nahm 1746 öffentlich Abschied mit einer Abhandlung de Mathematica Barbarorum. Die vortheilhaftesten Zeugnisse begleiteten ihn in das väterliche Haus.

Nach

3.

Nach einem kurzen Aufenthalte im väterlichen Hause begann er seine akademische Laufbahn, reich an allen dazu nöthigen Vorkenntnissen, aber desto ärmer an klingendem Metalle, das zum physischen Wohlsein und Lebensbedürfnisse gehört. Weder bei seinen Eltern, noch auf der Schule hatte er Sorgen dieser Art gekannt: Mangel und Ueberfluß, Zerstreuungen und Aufforderungen zum Genusse waren gleich fern von ihm. Jetzt traten die letzten auf einmal lockend vor ihm auf, und die ersten ängstigend ihm zur Seite. Nur spärlich konnten Vater und Mutter ihn mit den nöthigen Bedürfnissen versehen. Beide hatten gewünscht, daß er sich dem Studium der Theologie widmen möge; der Sohn aber fühlte dazu nicht die geringste Neigung, und glaubte, daß ihm Sprache, Körper und Denkart für diesen Beruf fehlten. Auch gab der Vater bald nach. Er sahe in den Fähigkeiten seines Sohnes einen andern, eben so ehrenvollen Wirkungskreis

sich aufthun. Die damals gestiftete Hochschule zu Göttingen zeigte ihm einen solchen. War der talentvolle Jüngling vier bis fünf Jahre in Leipzig eben so fleißig, als in Meißen, so schmeichelte er sich, eine Gelegenheit zu finden, ihn dort als öffentlichen Lehrer in irgend einem seinen Kenntnissen angemessenen Gebiete der Wissenschaften anzubringen. Lessing schien dazu nicht ungeneigt. Aber auch diesen Plan vereitelte das Unvermögen der Eltern, ihn bis dahin, auch nur drei Jahre, hinlänglich zu unterstützen.

So war der lern- und lebenslustige junge Mensch fast ganz allein seinen eigenen Kräften, seiner eigenen Leitung überlassen. Vorbereiteter und kenntnißreicher, als viele Andere, zu seiner neuen Laufbahn; voll Begierde nach neuem, höhern, tiefern und befriedigendern wissenschaftlichen Erwerbe, fand er nur vor wenigen Lehrstühlen, was er suchte. Wie vieles, was ihm dort als frische Weisheit ausgegeben wurde, wußte er nicht schon, und wie manches tiefer Begründete! Mehr aber, als alles an-

dere, wies ihn der steife, schulgerechte Vortrag, die ihn anekelnde Pedanterei, die damals im Allgemeinen auf Hochschulen einheimisch war, von diesen Lehrstühlen zurück. Je mehr sich in ihm die Eigenthümlichkeit seines Geistes entwickelte, desto weniger vermochte sich seine außerordentliche, weit um sich greifende Thätigkeit in dem gewöhnlichen Zwang- und Nothstall einengen zu lassen. Schon damals trieb ihn sein Geist, frei und unbeschränkt den Durst nach Wahrheit zu sättigen, tief aus ihrem Quelle zu schöpfen. Er glaubte mit Pope, Züge oben ab betäuben nur das Gehirn, ein tiefer Zug hingegen schaffe es nüchtern. Sollte ihm nun dazu fremde Leitung den Weg versperren? Dagegen lehnte sich sein freier Geist auf. So ging er den Pfad des Selbstprüfens, des Selbstdenkens. Die sogenannten Brotwissenschaften, bloß als solche, lagen bald ganz außer dem Kreise seiner Wirksamkeit. Philosophie, Naturlehre, Mathematik, die Ergründung des Kunstschönen wurden die Gegenstände seiner Wahrheitsforschungen, und er

selbst, er allein war es, der sich unterrichtete und in ihre Geheimnisse sich einweihete.

Seine Besuche der öffentlichen Vorlesungen dauerten daher nicht lange. Dem einzigen Ernesti, der über die römischen Alterthümer, die griechischen Klassiker las, hielt er Stand. Ein paar Vorlesungen über Chemie und Botanik, in denen er etwas Neues gehört zu haben glaubte, machten ihm zum Studium der Arzneikunde Lust, aber auch die verging ihm bald, und er kehrte zu seinen Lieblingsstudien zurück.

[Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß Lessing mehrere Jahre später auch außer sich einen reichern Nahrungsquell für seine Wißbegierde und seine Wahrheitsforschung gefunden haben würde. Die ausgezeichneten Männer aller Art, die in einer fernern Zeitfolge Zierden dieser berühmten Hochschule waren, hätten gewiß seinen schon damals für alles höhere Verdienst empfänglichen Geist lebendig angesprochen; bescheiden und gern würde er von ihnen gelernt, und sich des Gelernten,

wie er immer that, gerühmt haben. Wer mit wahrhaftem Eifer die Wahrheit sucht, ist frei von Selbstsucht und Ansprüchen, ergreift freudig die Hand, die sie ihm darbietet, und schämt sich nicht, zu bekennen, von wem er empfangen hat. Ein solcher war Lessing. Seine Gelehrsamkeit, obschon damals noch jung, brauste nicht wie junger Most. Rein von dem jetzt so allgemein herrschenden jungen Dünkel, strebte sie, an sich selbst zweifelnd, nach Vorrücken und Weitergehen, und dieses Streben ist die sicherste Schutzwehr gegen Selbstgefälligkeit und hochfahrendes Wißprunken. Man muß also glauben, daß Lessing wirklich an dem Mangel fand, um was es ihm zu thun war, an gründlicher Belehrung und Anweisung. Die gebildeteren Gesellschaftskreise, die Leipzig unbezweifelt auch schon damals besaß, versperrten ihm leider! seine Armuth, vielleicht auch seine Jugend, der es noch an der gesellschaftlichen Bildung fehlte, deren es zur Einführung in solche Unterhaltungsvereine durchaus bedarf. Lessing fühlte auch diesen Man-

gel bald, und hielt sich nicht für zu gelehrt, oder es seiner Gelehrsamkeit unwürdig, wie die neueste Jugend der neuesten Zeit aus verkehrter Deutschheit oder Deutschthümlei wähnt, auch äußern Anstand, körperliche Gewandtheit und feine Sitte sich anzueignen. Er lernte tanzen, reiten, fechten, und schloß sich, wo er Gelegenheit fand, dem Umgange mit fein gebildeten Menschen an.]

Enger, als mit irgend einem andern, verband ihn seine wiedererwachende Neigung zur deutschen Dichtkunst und sein Hang zum deutschen Theater mit dem um die deutsche Literatur vielfältig verdienten Weiße. Mit ihm lustwandelte er, mit ihm besuchte er Schauspiele und Vorlesungen, die letzten indeß nur sparsam. Zu ihnen gesellten sich noch Johann Heinrich Schlegel, einer seiner Mitschüler in Meißen, und Naumann, berüchtigt durch sein Heldengedicht, Nimrod. Die beiden ersten, von einem Eifer für die schönen Wissenschaften beseelt, wurden seine Freunde im engsten Verstande. Der letzte, schon damals ein

rüstiger Versmacher, und einer der Unsterblichen der zu dieser Zeit schöngeisterischen Welt, übrigens der beste Schlag von Menschen, nicht ohne drollige Einfälle, gab ihren Unterhaltungen eine belebende Kurzweil. Er las seine Reimereien vor und nahm es nicht übel, wenn die Kritik seiner Freunde etwas scharf mit ihm umsprang. Sein Mangel an Beurtheilungskraft und sein schnelles Hinfahren über alles, boten ihnen manche belustigende Blößen. Späterhin erweiterten diesen Kreis Adolf Schlegel, Zachariä, in der Folge einer der vorzüglichsten deutschen Dichter, und der schon erwähnte Christoph Mylius. Mit ihnen und unter ihnen betrat er die Laufbahn seines schriftstellerischen Lebens. Er begann sie in den Ermunterungen, einer Hamburgischen Wochenschrift. Die beiden Lustspiele, Damon oder die Freundschaft und die alte Jungfer, die er aber nie wieder drucken ließ, nebst einigen Liedern und Sinngedichten, erschienen hier von ihm, doch ohne seinen Namen. Auch in der Wochenschrift von Mylius, der Na-

turforscher, wurden einige, nachher von ihm in seine Kleinigkeiten und Schriften aufgenommene Gedichte abgedruckt.

Der in unserm Vaterlande als scharfsinniger Meßkünstler und witziger Epigrammatist gleich hochgeachtete Kästner, damals öffentlicher Lehrer in Leipzig, öffnete den jungen Studirenden gelehrte Kampfübungen (Disputationen). Christoph Mylius, Johann Heinrich und Adolf Schlegel nahmen Theil daran. Auch Lessing trat 1746 zu diesem den Scharfsinn und die Urtheilskraft befördernden Verein, und blieb ihm bis 1748 treu. Er gewann an diesem gründlichen und geistreichen Gelehrten einen Freund für sein ganzes Leben.

Hätte man nicht glauben sollen, daß ein so gewählter Umgang mit so vorzüglichen und ausgezeichneten Köpfen dem Helden dieser Lebensgeschichte nur zum Ruhme und zur Ehre gereichen könnte? Dem war aber nicht so. Leider! befand sich, nach der Meinung seiner Eltern, wie andrer, ihnen ähnlich Denkender,

unter diesen allgemein Geachteten ein räudiges Schaf, Christoph Mylius, verrufen als Freigeist und Unchrist. Er hatte das Zurückgehen des Schattens am Sonnenzeiger Ahas für eine ganz natürliche Sache erklärt, und, was das Schlimmste war, die Widerlegung einiger großen Gottesgelehrten weder angenommen, noch seine Meinung widerrufen. In einem von ihm herausgegebenen Wochenblatte, der Freigeist, stand zwar nicht das Geringste gegen christliche Religion und Tugend; das half aber nichts, sein Brandname blieb ihm. Dazu galt er noch für einen schmutzigen, lokkern und leichtsinnigen Menschen. Die letzten Beschuldigungen waren freilich nicht ganz aus der Luft gegriffen, aber Lessing hielt sich an seine den Geist nährende Unterhaltung, seine Aeußerlichkeiten übersah er als Nebendinge.

[Nicht minder anstößig dünkte Vielen sein genauer Umgang mit den Schauspielern. Es waren unter ihnen talentvolle Künstler, die berühmte Neuberinn, Koch, Brückner, Heydrich und Bruck. Koch's Darstellungen

der Moliereschen Alten konnten für Meisterstücke in ihrer Art, Brückner's Chevalier- und andere Liebhaberrollen des französischen Lustspiels für seine Zeit als Muster gelten. Sein Körper bewegte sich leicht, gewandt und mit Anstand; es fehlte ihm nicht an Einsicht, und selbst die französische Schule, nach der er sich gebildet, kam ihm hier zu Statten; desto mehr war sie ihm im Trauerspiele nachtheilig: sie schuf seine Deklamation pomphaft und unnatürlich, sein Geberdenspiel zur Zerrbildnerei.]

Lessing, der diesem Umgange, besonders dem mit der Neuberinn, manche theatralische Kenntniß verdankte, ward dennoch durch eigenes Nachdenken über die Kunst des Schauspielers bald aus dem Lernenden der Belehrende. Brückner wenigstens gestand mit vieler Aufrichtigkeit, er habe Lessing bei den schwierigsten Rollen zu Rathe gezogen, und sei von Niemand besser belehrt worden, nicht nur durch wörtliche Kritik, auch durch Deklamation und Geberdenspiel, und immer sei er von dessen Eindringen in den Geist

der Rolle anschaulich überführt worden. [Es ist auch wohl nicht zu leugnen, daß nur so der Beurtheiler das vollständige Recht erhält, über die Kunst des Schauspielers zu urtheilen. So lange er nicht durch Wort und Laut, durch Geberdenspiel und versinnlichende Darstellung den zu unterrichtenden oder zu tadelnden Schauspieler von der Richtigkeit seiner Ansicht und seines Urtheils überzeugen kann, ist alles, was er darüber zu Markte bringt, bloßer Schall und Klang, und ihm fehlt durchaus die Gültigkeit und der Beruf zu dem sich angemaßten Richteramte. Wenn das ein großer Theil unserer sogenannten Dramaturgen fein erwägen wollte, wir würden mit einer Menge seichten Geschwätzes und fader Lobhudeleien verschont bleiben, die weder den Künstler noch den Kunstfreund belehren und uns mit jedem Tage mehr überzeugen, daß wir, wie der erste aller unserer Dramaturgen sagt — die Ausnahmen in Ehren! — wohl Schauspieler, aber keine Schauspielkunst haben. *)]

*) In der Hamburger Dramaturgie.

Lessing sahe durch die Verbindungen, die er geschlossen hatte, eine neue Laufbahn für seines Geistes Thätigkeit aufgethan, und eine, auf der entschieden Ruhm und Ehre zu gewinnen war. Die Musenkünste, obschon noch in ihrer ersten Wiege, fanden in Leipzig Schätzer, Liebhaber und Freunde. Er fühlte die Kraft und das Vermögen, sich in ihnen mehr hervorzuthun, als bis jetzt geschehen war. Gottsched spielte gerade seine große Rolle als Dichter und Kunstrichter. Mußte man ihm gleich seines guten Willens und Fleißes wegen Gerechtigkeit widerfahren lassen, so war er doch ein Mann ohne Genie, ohne ächten Schönheitssinn und Geschmack. Die Seichtheit und Nüchternheit seiner Schule konnte Lessing's scharfer Beobachtung nicht entgehen. Ihr durch etwas Besseres und Gediegeneres entgegen zu treten, drängte ihn ein unwiderstehlicher Trieb, und dies um so lebhafter, je mehr ihm einleuchtete, daß es keine große Schwierigkeiten habe, diesen Wundermann und die an ihn glaubende Heerde zu übertreffen. Besonders schien ihm

Gottsched's Bemühen, das deutsche Schauspiel emporzuheben, gar schwach und unbehülflich. Für dasselbe kräftiger und gehaltvoller zu wirken, fühlte er sich mächtig gespornt. Sein Freund Weiße, von gleichem Triebe dafür beseelt, ward zum Mitbeförderer von ihm aufgefodert. Er schlug ihm vor, Marivaux's einziges Trauerspiel, Hannibal, gemeinschaftlich zu übersetzen. Jeder übernahm die Hälfte. In Alexandriner übergetragen, ward es aufgeführt. Hier entstand auch durch Lessing's Ermunterung Weiße's erster theatralischer Versuch, die Matrone von Ephesus. Sie erhielt auf der Neuberischen und Kochischen Bühne, wie auf anderen deutschen Theatern, lauten und wiederholten Beifall.

Lessing's erstes im Druck erschienenes Theaterstück war der junge Gelehrte. Schon auf der Fürstenschule war es von ihm angefangen und alles hineingebracht, was er in seiner kleinen Schulwelt beobachten konnte. Ein wirklicher Vorfall brachte es zur Vollendung. Ein junger Gelehrter in Leipzig beeiferte sich um

einen von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin ausgesetzten Preis. Mit großer Erwartung und Zuversicht, die er gegen seine vertrauten Freunde äußerte, schickte er seine Abhandlung ein. Sein Unglück wollte, daß er, eben mit diesen Freunden bei einander, die Hiobspost erhielt, sie sei für die schlechteste unter den eingesandten erkannt worden.

Diese Anekdote kam dem neuen Lustspieldichter trefflich zu Statten. Er webte sie seinem Versuche ein, seine Freunde fanden ihn geglückt; die Frau Neuber machte ihm die Ehre der Aufführung nicht schwer, und mit dem Beifalle dieser Dame und des Publikums gekrönt, trat der junge Gelehrte in die theatralische Welt.

Nun wurde sein ganzes Dichten und Trachten Thätigkeit für das Theater. Freund Weiße mußte sie wieder theilen. Eine sogenannte pièce à tiroir, d. i. ein Stück ohne eigentliche Fabel, nur durch den darin lächerlich gemachten Hauptcharakter gehoben, genannt der Leichtgläubige, war des Freundes zweiter

theatralischer Versuch, und wurde von den Gliedern der Kochischen Bühne mehrmals aufgeführt. Herner's Charakter in Wicherley's country Wife gab die Idee zu dem Lustspiele, das unter dem Titel: „der Misogyn" in dem zweiten Bande von Lessing's Lustspielen aufgenommen ist. Die Art und Weise, wie er, nach Weiße's Zeugnisse, bei seinen theatralischen Dichtungen zu Werke ging, ist wohl das Zuverlässigste, ein gerundetes Ganze hervorzubringen. Er entwarf einen Plan von Akt zu Akt, von Scene zu Scene, und arbeitete ihn langsam und mit großer Bedachtsamkeit aus, was ihm aber nie leicht wurde, vielmehr die äußerste Anstrengung kostete.

Freudig bewegte er sich jetzt in seinem Elemente. Nicht lange. Dienstfertige Freunde statteten Bericht nach Kamenz ab. Sein Treiben mit dem Theater, sein Umgang mit den Schauspielern und dem Freigeiste Mylius, gaben den Eltern großes Aergerniß. Vorwürfe, Strafpredigten, Warnungen, väterliche Ermahnungen wurden nicht gespart. Ganz Unrecht

konnte der Sohn dem Vater nicht geben, aber seine Ansichten über die ihm lieb gewordenen Beschäftigungen theilte er nicht. So vertheidigte er sich und seine Theaterliebhaberei, und sein Umgang mit Mylius dauerte fort, wie zuvor.

Die frommen Besorgnisse der Eltern für das Heil seiner Seele, seine guten Sitten und sein künftiges Glück stiegen nun bis zur Aengstlichkeit. Den geliebten Sohn seinen gefährlichen Verirrungen zu entreißen, erging, unter dem Vorgeben einer tödtlichen Krankheit der Mutter, eine dringende Einladung in das väterliche Haus. Obgleich den eigentlichen Sinn der Einladung mit dem ersten Blicke erkennend, gehorchte ihr Lessing. In der starrsten Weihnachtskälte reiste er auf offenem Postwagen ab. Dieser Gehorsam machte alles wieder gut. Offen, wahr und treu beichtete der Sohn; seine reine kindliche Liebe, sein unverderbter sittlicher Charakter, seine einleuchtenden wissenschaftlichen Fortschritte widerlegten die Zuflüsterungen der Klatscherei und Verläumdung; Vater

und

und Mutter sahen nun alles in einem mildern Lichte, vergaßen und vergaben. Wohl war er dieser Anerkennung würdig. Nie in seinem Leben verlor er die zarte Anhänglichkeit für das elterliche Haus. Weder die Kränkungen der Verkennung, noch die der gereitzten Schriftstellereitelkeit, konnten ihn, wenn sie von daher kamen, lange erbittern. Eine kleine Aufwallung war alles, und Versöhnung und neue Anneigung folgten ihr auf den Fuß.

Nächstfolgende Ostern ging Lessing wieder nach Leipzig zurück. Sein Vater, von den gründlichen Kenntnissen des Sohnes überzeugt, begnügte sich mit dem Versprechen, daß er sich dem akademischen Lehramte widmen wolle. Dennoch trat das Theater wieder bei ihm in seine alten Rechte. Proben und Vorstellungen wurden täglich von ihm besucht, und er studirte die Schauspielkunst, als ob er über sie einen Lehrstuhl errichten wollte. Unterdeß verlor Frau Neuber einige gute Schauspieler und Mylius ging nach Berlin. Lessing's Eifer für die Bühne kühlte sich ab,

Leipzig wurde ihm gleichgültig und er folgte seinem Freunde.

4.

Erst als er in Berlin angekommen, erfuhren seine Eltern und seine Leipziger Freunde seine Abreise. Verschrieen, wie dieser Ort wegen seines freigeistischen Königs und der unter seiner Regierung herrschenden Freidenkerei war, erschien ihnen diese Nachricht als eine wahre Schreckenskunde. Was sollte an einem stockfremden, so gefährlichen, so mannigfaltige Zerstreuungen und Verführungen darbietenden Orte aus ihm werden? Erkundigungen wurden in Leipzig von ihm eingezogen. Sie lauteten nicht zum Besten und wurden geglaubt, mehr geglaubt, als seine eigenen Berichte an die Mutter, so offen, klar und umständlich er auch sein ganzes bisheriges Leben, den Weg seiner Bildung, die Gründe seiner Berliner Reise enthüllte. Bitten, väterliche Vorwürfe riefen ihn nach Kamenz zurück. Eine neue Vertheidigung seines Entschlusses, seiner ergriffenen

Lebensweise setzten sich dem väterlichen Befehl entgegen. Mit Lebendigkeit und Wärme widerlegte er die gegen ihn ausgesprengten Verläumdungen, ergab sich zum Theil in die Plane des Vaters; versprach bei der Aussicht auf eine gewisse, seinen Talenten angemessene Versorgung, sogleich von Berlin abzureisen; bat aber, bis dahin ihn zu lassen, wo er einmal wäre, und nicht, ohne Aussicht sein Glück zu machen, wenn er auch noch eine Zeitlang darauf warten müsse. Er vertheidigte seinen Hang zum Theater und seine Liebe zur anakreontischen Poesie, die letzte mit Martial's Sittenspruche:

Vita verecunda est, Musa iocosa mihi;

den ersten mit Seneka's Rathe: Omnem operam impende, ut te aliqua dote notabilem facias! Den Vorwurf, daß ein Komödienschreiber kein guter Christ sein könne, wies er mit der Bemerkung ab: „Ein Komödienschreiber ist ein Mensch, der die Laster auf ihrer lächerlichen Seite schildert. Darf denn ein Christ nicht über Laster lachen? verdienen Laster Hochachtung? Und, wenn ich Ihnen nun ver-

spreche, eine Komödie zu machen, die die Herren Theologen nicht nur lesen, sondern auch loben sollen? Wie, wenn ich eine auf die Freigeister und die Verächter Ihres Standes machte?" Noch lebhafter rechtfertigte er seinen Umgang mit Mylius, und die Bewahrung seines sittlichen Charakters, seiner Religiosität in diesem Umgange. „Die Zeit soll lehren," erklärte er, „ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse, und oft, ohne sie zu verstehen, im Munde hat, in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht, weil sie gewöhnlich sind; oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat, und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist, oder sich wenigstens dazu zu gelangen bestrebt. Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treu und Glauben annehmen soll."

Bei dem allen hatte er mit der Verwechselung seines Aufenthaltes wohl schwerlich einen eigentlichen Plan. Langes Verweilen an einem und demselben Orte war für seinen Geist, wel-

cher der Abwechselung der zu beobachtenden Gegenstände bedurfte, nicht der Wirkungskreis, in dem er sich wohl befand. Sehnsucht nach dem Anblicke einer neuen, größern Welt, und Liebe zu einem freien, durch seine Wahl bestimmten Leben waren wohl die Hauptgründe zu seiner Uebersiedelung nach Berlin. Und warum hätte er diesen Gründen nicht nachgeben sollen, er, der überall an seinem Platze, der Annäherung der gebildetsten und vorzüglichsten Menschen gewiß war?

Seine erste literarische Beschäftigung war mit Hülfe seines Freundes, Mylius, die Herausgabe der Quartalschrift: Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters. Stuttgard 1750. Sie sollte nicht nur theatralische Werke, sondern auch die Vorstellung derselben beurtheilen, zugleich ein Gemälde von dem ganzen europäischen Theaterwesen geben, woran es damals noch sehr fehlte. Sie hörte schon mit dem vierten Stücke auf, wovon wohl Mylius, der eben nicht der beste Mitarbeiter war, die größte Schuld trug. Für die damalige Zeit war sie gewiß nicht ohne

Werth. Sie kann auch noch jetzt, wiewohl man in Manchem weiter gekommen ist, für einen theatralischen Katechismus gelten.

Nicht lange nach den Stuttgarder Beiträgen besorgte Lessing die Herausgabe seiner Gedichte, unter dem Titel: Kleinigkeiten, mit einem alle seine Erwartungen übertreffenden Beifalle. [Sie waren denn freilich auch etwas mehr, als das, was man zu dieser Zeit Poesie zu nennen pflegte. Neben dem Geiste einer leichten, fröhlichen und unbefangenen Jugend, der sie beseelte, verriethen sie auch eine reiche Ader von Witz, klassischer Bildung und Geschmack, Biegsamkeit und Gewandtheit der Sprache. Sie hatten selbst in den Nachbildungen fremder Muster einen eigenthümlichen Charakter, ihre eigene Reg- und Bewegsamkeit. So kamen sie bald aus dem Buchladen in die Bücherricke der Freunde der schönen Literatur und auf die Nachttische geistreicher Frauen und Jungfrauen. Manchem andern jungen Dichter hätte das vielleicht den Kopf verdreht; Bescheidenheit, Selbstkenntniß, Un-

partheilichkeit gegen seine Arbeiten bewahrten Lessing davor. Er hielt von dem, was er geleistet hatte, nicht mehr, als er durfte; hatte immer ein noch höheres Ziel vor sich, und ging ihm nach, ohne Dünkel und Anmaßung.]

Eine neue Bekanntschaft machte er in Berlin mit Richier de Louvain, dem Geheimschreiber Voltaire's, merkwürdig durch die Veranlassung zu seiner Bekanntschaft mit diesem Götzen des großen Friedrich und der französischen Literatur. Geistesgaben besaß dieser Geheimschreiber nicht viel, aber ein gutes Herz. So schloß er sich ihm näher an. Der Franzose nahm es dem deutschen Jüngling freilich übel, daß er nicht überall vor den Literaturhelden seines französischen Vaterlandes das Knie beugte, Lafontaine nicht für den größten Fabeldichter, Corneille und Racine nicht für die größten Tragiker der Welt erkannte. Dennoch blieben sie gute Freunde, und Richier wurde durch ihn bekannter mit der deutschen Sprache und Literatur, und zwar so vortheilhaft, daß er sich mehr als einmal in Gesell-

schaften zu ihrem Vertheidiger aufwarf. Die Art und Weise, wie er ihm zur Bekanntschaft mit dem unsterblichen Herrn und Meister, dem er diente, verhalf, ist possierlich genug, ihrer hier zu gedenken.

Voltaire hatte zu Potsdam sein Siècle de Louis XIV. vollendet, und kehrte nach Berlin zurück. Jetzt besuchte Lessing dessen Geheimschreiber, der eben mit seines Herrn und Meisters letztem Werke beschäftigt war. Es sollten davon vierundzwanzig Abdrücke an das Königliche Haus verschickt werden, bevor sonst jemand Kunde davon bekäme. Diese, vorzugsweise druckzierlich (typographisch) ausgestattet, wurden nun wieder von Richier besonders ausgewählt. Die Sache hatte Eile und der Deutsche bot dem Franzosen dabei seine Hülfe an; nur bedingte sich Lessing dabei, den ersten Theil, wenn sich dieser aus den Fehl- (Defekt-) Bogen zusammenbringen ließe, auf einige Tage mit nach Hause zu nehmen. Er fand sie glücklich zusammen; die ersten Bogen las Lessing noch bei Richier, die übrigen nahm er

mit, versprach heilig, sie spätestens in drei Tagen wieder zu schicken und sonst Niemand zu zeigen. Das hielt er nun leider! nicht. Ein Landsmann schwatzte ihm gleichfalls das Geliehene auf einen Tag ab. Dieser vertraute der Gräfin von Bentink, Voltaire's großer Verehrerinn, die Neuigkeit von dem jüngsten Kinde ihres französischen Abgottes. Empfindlich darüber, daß irgend Jemand früher, als sie, dieses interessante Werk zu lesen bekommen, beklagte sie sich bei Voltaire. Dieser gerieth außer sich, tobte, ließ Richier zu sich rufen. Er gestand und entschuldigte sich mit seiner Freundschaft für Lessing. Gedrängt, geängstigt von dem erzürnten Schriftsteller, eilte er zu seinem Freunde, ihm das bezüchtigte Buch abzuforden. Noch größeres Unglück! Der Freund, obgleich er das Buch bereits zurück erhalten, war verreist. Da stand nun der arme Gutmüthige und mußte mit leeren Händen abziehen. Jetzt brach das Unwetter erst los. Voltaire beschuldigte Lessing, ihm sein Werk entwendet zu haben, es entweder zu übersetzen, oder gar nachdrucken zu lassen. Auf der

Stelle mußte sich der gemißhandelte Geheimschreiber hinsetzen und dem vermeinten Räuber seinen Raub abfordern. Die Worte dazu gab der Beleidigte selbst in die Feder. Dieser Brief ist verloren gegangen, nur Lessing's Antwort noch vorhanden und zwar in französischer Sprache, damit auch Voltaire sie lesen könne. Urschrift und Uebersetzung mögen unter dem Texte eine Stelle erhalten. *)

*) Original.

Vous me croyez donz capable, Monsieur, d'un tour des plus traîtres? et je Vous parais assez méprisable, pour me traîter comme un voleur, qui est hors d'atteinte? On ne lui parle raison, que parceque la force n'est pas de mise.

Voilà l'exemplaire dont il s'agit. Je n'ai jamais eu le dessein de le garder. Je Vous l'aurois même renvoyé sans Votre lettre, qui est la plus singulière du monde. Vous m'y donnez des vues, que je n'ai pas. Vous Vous imaginez, que je m'étais mis à traduire un livre, dont Mr. Henning a annoncé, il y a long tems, la traduction, comme étant

Dem armen Richier kostete dieser Unfall seine Stelle. Lessing's Antwort gerieth in

---

déjà sous presse. Sachez, mon ami, qu'en fait des occupations litéraires, je n'aime pas à me rencontrer avec qui que ce soit. Au reste, j'ai la folle envie de bien traduire, et pour bien traduire Mr. de Voltaire, je sais, qu'il se faudroit donner au Diable. C'est ce que je ne veux pas faire. — — — C'est un bon mot que je viens de dire: trouvez-le admirable, je Vous prie; il n'est pas de moi.

Mais au fait. Vous Vous attendez à des excuses, et les voilà. J'ai pris sans Votre permission avec moi, ce que Vous ne m'aviez prêté qu'en cachette. J'ai abusé de Votre confiance; j'en tombe d'accord. Mais est-ce ma faute, si contre ma curiosité ma bonne foi n'est pas la plus forte? En partant de Berlin, j'avois encore à lire quatre feuilles. Mettez Vous à ma place, avant que de prononcer contre moi. Mr. de Voltaire pourquoi n'est-il pas un Limiers ou un autre compilateur, les ouvrages desquels on peut finir partout, parceque ils nous ennuyent partout?

Voltaire's Hände, der sie aus guten Ursachen unterdrückte, dafür aber selbst den

---

Vous dites dans Votre lettre: Mr. de Voltaire ne manquera pas de reconnoître ce service, qu'il attend de Votre probité. Par ma foi voilà autant pour le brodeur. Ce service est si mince, et je m'en glorifierai si peu, que Mr. de Voltaire sera assez reconnoissant, s'il veut bien avoir la bonté de l'oublier. Il Vous a fait beaucoup de reproches, que Vous ne meritez pas? J'en suis au désespoir; dites lui donc que nous sommes amis, et que ce n'est qu'un excès d'amitié, qui Vous a fait faire cette faute, si c'en est une de Votre part. Voilà assez pour gagner les pardons d'un philosophe. Je suis etc.

Uebersetzung.

Sie halten mich also der niederträchtigsten Betrügerei fähig? Ein verächtliches Wesen in ihren Augen, behandeln Sie mich wie einen Dieb außer Ihrem Bereiche, den man durch Vernunftgründe handhaben muß, da man ihm mit der Gewalt nicht beikommen kann.

Da haben Sie Ihr bezüchtigtes Buch zu-

Deutschen mit seiner Zuschrift beehrte. Auch dieser, in seiner Art gar merkwürdige Brief,

---

rück! Ich habe es nie behalten wollen und hätte es Ihnen auch ohne Ihren höchst sonderbaren Brief wieder zugestellt. Sie messen mir Absichten bei, an die ich nie gedacht habe. Ich stehe bei Ihnen in dem Verdacht einer Uebersetzung dieses Buches, von dem doch, nach Herrn Henning's Ankündigung, schon längst eine Verdeutschung unter der Presse ist? Es diene Ihnen zur Nachricht, mein Freund, daß ich in meinen literarischen Unternehmungen Niemanden, wer es auch seyn möge, in den Weg trete. Zudem bin ich, wenn ich einmal übersetze, eitel genug, nur gut übersetzen zu wollen. Um aber den Herrn von Voltaire gut zu übersetzen, muß man sich dem Teufel übergeben, wozu ich denn eben keine Lust verspüre. — Da haben Sie auch ein Witzwort! Bewundern Sie es immer ein wenig, es ist nicht von mir.

Doch zur Sache! Sie wollen Entschuldigungen? Da sind sie! Ich nahm mit mir, was Sie mir nur verstohlen anvertraut hatten. Allerdings ein Mißbrauch Ihres Vertrauens, ich gestehe es ein. Aber kann ich dafür, daß meine Gewissenhaftigkeit meiner

mag, nebst der Uebersetzung, seine Stelle unter dem Texte finden. *)

Neugier nicht Stand hielt? Ich hatte noch vier Bogen zu lesen, als ich von Berlin abreiste. Ehe Sie mich verdammen, setzen Sie sich an meine Stelle! Warum ist Herr von Voltaire kein Limiers oder ein anderer Zusammenstoppler, deren Werke man überall ausgelesen hat, weil sie überall langweilen?

Sie sagen, Herr von Voltaire werde nicht ermangeln, für den Dienst dankbar zu sein, den er von meiner Rechtschaffenheit erwartet. Um des Himmels willen, wozu so viel Umstände? Dieser Dienst ist so unbedeutend, daß ich mich gewiß seiner nie rühmen werde, und Herr von Voltaire bezeugt mir die größte Erkenntlichkeit, wenn er die Güte hat, ihn zu vergessen. Die unverdienten Vorwürfe, die er Ihnen gemacht hat, thun mir weh. Aber wenn er hört, daß nur ein Uebermaß von Freundschaft für mich Sie zu diesem Fehltritte, wenn es anders einer ist, verleitet hat, so wird ja das wohl hinreichen, einem Philosophen Verzeihung abzugewinnen. Ich bin 2c.

*) Original.

[Große Ehre macht dieses Schreiben dem französischen Philosophen, Geschichtschreiber und

---

A Monsieur
Monsieur Lessing, Candidat en Médecine,
à Vittemberg.
et s'il n'est pas à Vittemberg, renvoyez à Leipzig, pour être remis à son père, ministre du St. Evangile, à deux miles de Leipzig, qui saura sa demeure.
Saxe.

A Berlin de 1. Janvier.

On Vous a déjà écrit, Monsieur, pour Vous prier de rendre l'exemplaire qu'on m'a dérobé, et qu'on a remis entre Vos mains. Je sais, qu'il ne pouvoit être confié à un homme moins capable d'en abuser, et plus capable de le bien traduire. Mais comme j'ai depuis corrigé beaucoup cet ouvrage, et que j'y ai fait insérer plus de quarante cartons, Vous me feriez un tort considérable de le traduire dans l'état, où Vous l'avez. Vous m'en feriez un beaucoup plus grand encore, de souffrir, qu'on imprimât le livre en français. Vous ruineriez Mr. de Francheville, qui est un très honête homme, et qui est l'éditeur de

Dichter wohl schwerlich. Obgleich von Richier's Unschuld überzeugt, obleich aus allem, was

---

cet ouvrage. Vous sentez, qu'il seroit obligé de porter ses plaintes au public et aux Magistrats de Saxe. Rien ne pourroit Vous nuire d'avantage et Vous fermer irrévocablement le chemin de la fortune. Je serais très affligé, si la moindre négligence de Votre part dans cette affaire mettoit Mr. de Francheville dans la cruelle nécessité, de rendre ses plaintes publiques. Je Vous prie donc, Monsieur, de me renvoyer l'exemplaire, qu'on Vous a déjà redemandé en mon nom. C'est un vol, qu'on m'a fait. Vous avez trop de probité, pour ne pas reparer le tort, que j'essuie. Je serois très satisfait, que non seulement Vous traduisiez le livre en Allemand, mais que Vous le fassiez paroître en Italien, ainsi que Vous l'avez dit au précepteur des enfans de Mr. de Schulenbourg. Je Vous renverrai l'ouvrage entier, avec tous les cartons et tous les renseignements nécessaires, et je recompenserai avec plaisir la bonne foi, avec laquelle

was er davon vernahm, gewiß, sein Buch sei nicht entwendet worden, noch weniger Lessing's Plan, es zu übersetzen, stellt er sich

---

Vous m'aurez rendu ce que je Vous redemande. On sait malheureusement dans Berlin, que c'est mon Sécrétaire Richier, qui a fait ce vol. Je ferai ce que je pourrai, pour ne pas perdre le coupable; et je lui pardonnerai même, en faveur de la restitution, que j'attends de Vous. Ayez la bonté de me faire tenir le paquet par les chariots de poste, et comptez sur ma reconnoissance, étant entièrement à Vous

Voltaire
Chambellan du Roi.

Uebersetzung.

Aufschrift.

Herrn
Herrn Lessing, der Arzneigelahrtheit Candidat, zu Wittenberg.

Und, wenn er nicht in Wittenberg ist, nach Leipzig zu senden, damit ihn sein Vater, zwei Meilen von Leipzig Prediger einer lutherischen Gemeine, erhalte, der seinen Aufenthalt wissen wird. Sachsen.

doch, als glaube er das erste und besorge das letzte, um den Großmüthigen, Freisinnigen und Duldsamen zu spielen, sogar gewissermaßen den

---

Brief.

Berlin, den 1. Januar.

Man hat Sie, mein Herr, bereits schriftlich ersucht, den mir gestohlenen und in Ihre Hände gekommenen Abdruck meines Werkes wieder herauszugeben. Ich bin überzeugt, daß Sie keinen schlechten Gebrauch davon machen werden, und daß es keinem bessern Uebersetzer in die Hände fallen kann. Da ich aber seitdem mein Werk sehr verbessert, und mehr als vierzig Blätter eingeschaltet habe, so würde mir doch ein bedeutender Nachtheil daraus erwachsen, wenn Sie es übersetzten, wie es vor Ihnen liegt, und ein noch größerer, wenn Sie es so französisch drucken ließen. Sie würden dadurch meinen Verleger, Herrn Francheville, einen sehr rechtschaffenen Mann, zu Grunde richten. Sie begreifen, daß ihm kein anderer Weg bliebe, als Sie bei dem Publikum und der Obrigkeit in Sachsen zu belangen. Was für ein Unheil für Sie und Ihr künftiges Glück? Mir würde es sehr leid thun, wenn die geringste Versäumniß von Ihrer Seite

Demüthigen; droht aber zugleich, und gar nicht versteckt, mit der Hand der Gerechtigkeit, und klimpert obendrein mit dem Kammerherrnschlüs-

---

in dieser Angelegenheit Herrn Francheville in die grausame Nothwendigkeit setzte, sich öffentlich zu beschweren. Haben Sie daher die Güte, mir das Ihnen in meinem Namen abgeforderte Werk zurückzusenden. Mau hat es mir gestohlen, und Sie sind ein zu rechtschaffener Mann, um ein mir zugefügtes Unrecht nicht wieder gut machen zu wollen. Ich bin vollkommen zufrieden, wenn Sie es ins Deutsche übersetzen, sogar, wenn Sie es in italienischer Sprache herausgeben, wie Sie zum Hofmeister der Schulenburgischen Familie gesagt haben. Sie sollen von mir das ganze Werk mit allen seinen Einschaltungen und den nöthigen Erklärungen erhalten, und mit Vergnügen werde ich Ihnen die redliche Zurücksendung des von Ihnen Wiedergefoderten belohnen. Leider ist, wie Jedermann in Berlin weiß, mein Geheimschreiber Richier der Entwender. Ich will thun was ich vermag, den Schuldigen nicht ganz unglücklich zu machen; selbst Verzeihung soll ihm werden, wenn ich das Geraubte von Ihnen zurück erhalte. Senden Sie nur das

sel, als dem furchtbaren Siegel seiner Bedräuungen. Kurz, der kleinliche Philosoph, der eitle Schriftsteller und der prunkende Chambellan du Roi erscheinen in ihrer ganzen Lächerlichkeit und Erbärmlichkeit.

Ganz zu entschuldigen ist Lessing in dieser Sache wohl nicht. Er hätte seinem Freunde wohl pünktlicher Wort halten, und sich nicht von seiner Gutmüthigkeit verleiten lassen sollen, auch Anderen mitzutheilen, was nur ihm anvertraut war. Der Vorwurf der Unbedachtsamkeit und Nachlässigkeit trifft ihn unstreitig. Das ist aber auch alles, dessen man ihn anklagen kann. Selbst der durch diese Unachtsamkeit um seine Stelle gekommene Richier sprach ihn von jeder andern Beschuldigung frei. Jedes zweideutige Licht, das man auf sein Benehmen fallen ließ, ist Trug. Aber Ver-

---

Packet mit der fahrenden Post und zählen Sie auf meine Erkenntlichkeit. Ich bin ganz der Ihrige

Voltaire,
Königlicher Kammerherr.

läumdung und Klatscherei sind nie geschäftiger, als wenn es darauf ankommt, eines großen Mannes Charakter verdächtig zu machen, dessen unbestreitbare übrigen Verdienste sie wohl unangetastet lassen müssen. Wie dem Leu in einem fürstlichen Thierbehälter täglich ein junges Lamm, muß ihnen täglich ein guter Name vorgeworfen werden.]

Dem guten Richier ward indeß sein unverschuldetes Unglück zum größern Glücke. Nicht lange nachher trat er, als Bibliothekar und Ordensrath, bis zu seinem Tode, in des Prinzen Heinrich's Dienste.

5.

Lessing war nach Wittenberg gegangen, dem Willen und dem Wunsche seines Vaters zu genügen. Ihm und der Mutter zu Gefallen, nahm er auch die Magisterwürde an, von der er aber nie Gebrauch machte, noch sich nach ihr nannte. Fleißiger, als jemals, trieb er dort die weitere Fortbildung im Erkennen und Wissen, zum Theil sogar nach dem Plane

des Vaters. Einer seiner Brüder studirte dort Theologie; mit diesem bezog er ein Zimmer und beide lebten in fröhlicher Armuth unabläßsig ihren Studien. Bekanntschaften hatten und suchten sie wenig; unter andern genossen sie des Umgangs mit dem zu Leipzig verstorbenen Professor der Theologie, Dr. Schwarz, damals Biliothekar in Wittenberg.

So ernst wissenschaftlich sich nun auch Lessing beschäftigte, vergaß er doch die Muse der Poesie nicht. Besonders sprudelte er seinen Witz in Epigrammen aus; in ihnen schonte er weder seine Freunde, noch die Professoren und ihre schönen Töchter, noch sich selbst. Das böse Herz, das man gewöhnlich witzigen Köpfen Schuld giebt, hatte daran keinen Theil. Sie entströmten ihm gleichsam gegen seinen Willen. Spottlaune, Schalkheit und ein unwiderstehlicher Trieb, das Lächerliche zu rügen, wo er es fand, rissen ihn mit sich fort, und die Ausleerungen derselben waren im Grunde nichts, als zeitvertreibendes Spielwerk nach

langen Anstrengungen, eine Art Erholung und Geistesstärkung.

Daß er mit Epigrammen nur spielte, beweisen seine eigentlich literarischen Beschäftigungen zu Wittenberg. Er übersetzte Huarte's Buch von der Prüfung der Köpfe aus dem Spanischen, das in Spanien ungefähr um das Jahr 1566 erschien. Dieser Uebersetzung folgte die der Klopstockschen Messiade in die Sprache des alten Latium. Ihr voran ließ er eine Kritik dieser heiligen Epopee gehen. Sie verband scharfen, doch nicht ungerechten Tadel mit dem anerkennendsten Lobe. Mehrere Kunstrichter beschuldigten den großen Dichter der Unverständlichkeit und Dunkelheit. Die lateinische Uebersetzung sollte beweisen, daß weder die Gedanken, noch der Ausdruck in der Messiade so dunkel wären, als sie diesen Kunstrichtern schienen. Die Probe war in ihrer Art gelungen genug, ob aber ächt römisch-lateinisch, das ist, einem Virgil oder Ovid rein verständlich, möchte vielleicht schwerer zu behaup-

ten sein. Sonach war es recht gut, daß die Sage, ein dänischer Gesandtschaftsprediger in Madrid habe bereits eine Uebersetzung fertig, die, mit seinem Bruder gemeinschaftlich begonnene, hinderte.

[Die Verbesserung des 1750 und 1751 erschienenen Jöcherschen Gelehrtenlexikons war Lessing's vornehmste literarische Beschäftigung in Wittenberg. Dann begann der Streit mit dem Pastor Lange. Das berüchtigte Vademecum für diesen unglücklichen Uebersetzer des Horaz kann wohl nicht ganz gerechtfertigt werden. Die Leidenschaftlichkeit, mit der es geschrieben, überschreitet nicht selten die Grenzen der Schicklichkeit und des Anstandes. Aber man muß auch die hochfahrenden Anmaßungen, den verstockten Dünkel dieses Gegners, seine Vorbeleidigungen, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht vergessen, um die Reizbarkeit eines damals noch so jungen, und der Gründlichkeit seiner Kritik sich bewußten Mannes natürlich zu finden. Selbst dem besonnenen, kältern Manne wird es schwer,

Stand zu halten, wenn Aufgeblasenheit, Hochmuth und Absprecherei sich ihm entgegen stellen. Wie viel schwerer nun muß es einem jungen Hitzkopfe werden! Läßt sich Lessing's zu heftige Gallausladung in diesem Streite nicht vertheidigen, zu entschuldigen und zu verzeihen ist sie doch.]

Nach Jahresfrist verließ Lessing Wittenberg wieder und ging nach Berlin zurück. Hier übernahm er, an Mylius Statt, den gelehrten Artikel in der Vossischen Zeitung; gab den ersten und zweiten Theil seiner kleinen Schriften heraus, übersetzte den ersten Theil von Maryni's Geschichte der Araber, Friedrichs des Zweiten drei Schreiben an das Publikum und noch eine andere Schrift des Königs über den damaligen Streit zwischen England und Preußen; sammelte seines Freundes Mylius Schriften, und beschloß seine literarische Thätigkeit für die Jahre 1753 und 54 mit dem dritten und vierten Theile seiner kleinen Schriften, dem zweiten Stücke seiner theatralischen Bibliothek.

[In den vorletzten mußten wohl seine Rettungen das meiste Aufsehn erregen. Er vertheidigte darin lauter Todte und griff lauter Lebendige an, die nicht in geringem Ansehn standen. Was konnte ihn vermögen, sich Abgeschiedener anzunehmen, die es ihm keinen Dank wußten? Was sonst, als seine Gerechtigkeit gegen die Todten. Weil sie sich nicht selbst verantworten konnten, rettete er sie gegen unstatthafte Beschuldigungen. Was kümmerte ihn ein Feind mehr oder weniger, wenn es die Wahrheit galt! Und so muß es sein. Wer nicht für die Wahrheit, wo sie gut und nützlich ist, (und sie ist immer gut und nützlich, wenn sie das Rechte fördert,) Verkennung und Verfolgung wagt, der wird schwerlich je ihr Herold mit Kraft und Leben werden.]

Mancherlei neue Entwürfe literarischer Thätigkeit beschäftigten diesen rüstigen Geist: eine neue Ausgabe von Becker's bezauberter Welt, berichtigt und vermehrt; eine Wochenschrift: der Blinde; zwei andere mit der Ueberschrift: die Brieftasche, kleine Er-

zählungen und Romane; eine Zeitschrift: Verschiedenes von verschiedenen Verfassern, verschiedenen Inhaltes; und in Gemeinschaft mit Mendelssohn: das Beste aus schlechten Büchern. Zu dem letztern war sogar das erste Stück fertig. Aber Lessing sahe voraus, daß die Fortsetzung Schwierigkeiten haben würde, und die Herausgabe unterblieb, so wie die Ausführung der oben genannten Entwürfe. Andere Gegenstände erregten seine Thätigkeit nicht minder ehrenvoll und nützlich. Auch verbesserte er dadurch seine Glücksumstände sehr, und edelmüthig wandte er sie zur Unterstützung einer seiner Brüder an, den er nach Berlin kommen ließ.

[Diese wohlthätige Wirksamkeit zur Aufhelfung seiner Familie war eine der herrschendsten Neigungen seines Herzens. Ueber nichts klagte er, wenn ihn selbst Mangel und Nahrungssorgen drückten, so schmerzlich, als über sein Unvermögen, zu helfen. Die Wahrheit dieser Klagen bewies er, sobald er zu unterstützen, die Kraft hatte. Immer war sein Er=

werb auch der Erwerb der Seinigen. Die Welt erfuhr davon nichts, er ließ, ächt evangelisch, seine linke Hand nie wissen, was seine rechte that. Wahre Herzensgüte trägt sich nie zur Schau, sie wirkt im Verborgenen; wo sie Gepränge macht, wird sie zur Buhldirne, die Schminke auflegt, daß sie die Augen auf sich ziehe. Die Tugend die da ist, was sie heißt, hüllt sich immer in den Schleier der Bescheidenheit. Sie weiß sehr wohl, daß sie ohne Decke eben so wenig für die Augen der Ungeweihten taugt, als die schleierlose Wahrheit.]

[Ein sehr wichtiger Gewinn für Lessing's Herz und Geist, während seines damaligen Aufenthaltes in Berlin, war Nikolai's und Mendelssohn's Bekanntschaft. Alle drei beseelte ein Eifer für das Wahre, das Rechte, das Schöne, für klare, lichtvolle Erkenntniß. Zwar verschiedener Natur, verschieden durch eigenthümliche Bildung, verschieden selbst durch ihre Talente, aber doch eins im Ringen zu demselben Ziele. Die fruchtbarsten Ideen

wurden in ihrem Umgange ausgetauscht, berichtigt, und gingen von ihnen in die Lesewelt aus. Lessing's lebhafter Geist, leicht zum Widerspruche geneigt, veranlaßte die lehrreichsten Untersuchungen. Sie hatten es mit keinem gemeinen Streiter zu thun. Sein Scharfsinn, die Gründe, selbst der Witz, mit dem er seine Widersprüche unterstützte, gaben seinen Freunden volle Regsamkeit. Selbst freisinnig und offen, ohne allen Rückhalt, fand er Freisinn und Offenheit eben so gern, als er sie in seine Unterhaltung mitbrachte. Eben so fühlte seine feine Selbstkenntniß den Augenblick, wenn er sich von seinem Witze, seiner Streitsucht, seiner Heftigkeit zu weit hatte hinreißen lassen; machte ihn im Widerspruche besonnener, in seinen Ausdrücken behutsamer. So wurden die gesellschaftlichen Zusammenkünfte dieser drei Freunde zu wahren sokratischen und platonischen Symposien, genußreich und belehrend, Früchte tragend für sie selbst und die lebende Mitwelt. Bald erweiterte sich ihr geselliger Kreis noch durch Meil, Premontval, Ramler, Sul-

zer und Süßmilch, jeder dem andern geltend in seiner Weise, seinen Talenten, seinen Ansichten, seinem Wirkungskreise.]

Veranlaßt durch eine Preisaufgabe der Berliner Akademie, entstand, gemeinschaftlich mit Mendelssohn, die Schrift Pope, ein Metaphysiker. Dann entzog sich Lessing auf eine Zeitlang seinen Freunden in Berlin, um zu Potsdam sein Trauerspiel, Miß Sara Sampson, zu vollenden. Er wohnte der ersten Vorstellung in Frankfurt an der Oder selbst bei. Das Stück erhielt großen Beifall. Dieselbe Ehre wiederfuhr ihm auch auf anderen deutschen Bühnen, sogar in Wien; er mußte sich aber diese Ehre in der Kaiserstadt durch allerlei seltsame Verbesserungen erkaufen. So wurde Mellefonts Diener, Waitwell, in die Hanswurstjacke gesteckt, sein Herr sprach ihn, statt des Du mit Ihr an; und statt der Handlung, spielte die Aktion in einem Gasthofe, ohnweit London.

Auch auf der französischen Bühne erschien Miß Sara Sampson. Eine Ueber-

setzung davon wurde bei dem Herzoge von Noailles zu St. Germain vor dem Herzoge von Choiseul und einem Theile des Königlichen Hofes mit entschiedenem Beifalle aufgeführt, und Diderot, der beste und scharfsinnigste dramatische Kunstrichter Frankreichs, stellte sie mit den besten bürgerlichen Trauerspielen des englischen Theaters in einen Rang.

Dies Glück des jüngsten Kindes seiner dramatischen Muse regte Lessing's Verlangen nach theatralischem Umgange, der ihm in Berlin fehlte, in seiner alten Lebendigkeit wieder auf, und lockte ihn von den Ufern der Spree nach der Musenstadt an der Pleiße zurück.

6.

[Lessing trug damals, wie nach ihm wohl noch mancher andere gutmüthige Träumer, in seinem Busen ein Ideal von der Kunst des dramatischen Dichters und Schauspielers, welches zu verwirklichen er alle Kräfte seines Geistes in sich aufgeregt fühlte. In wel-

chem Gebiete der Poesie fände der Dichter auch ein so fruchtbares Feld, die geheimsten Tiefen des menschlichen Herzens aufzuhellen, das feinste Gewebe der Leidenschaften so in die Augen leuchtend zu entfalten? das sittliche Leben und das Treiben der großen und kleinen Welt so veranschaulichend vorzuführen, als in diesem handelnd darstellenden, das Geschehende unseren Augen und Ohren vorzaubernden Wirkungskreise der poetischen Kunst? Wer, als der dramatische Dichter, vermag eindringender und unterrichtender das große Buch der Erfahrung aufzublättern? Vergangenheit und Gegenwart kräftiger hervorzurufen? Tugend und Laster, Weisheit und Thorheit, wie sie in ihrer wahren Gestalt sich enthüllen, aus dem Spiegel hervortreten zu lassen? und welche Kunst kann dazu dem dichtenden Proteus sicherer und fester die Hand bieten, als die Kunst des Schauspielers? Begeisternd stand diese Ansicht der Bühnenkunst vor Lessing's Seele. Das deutsche Theater zu einer Bildungsanstalt

für

für geistige Anschauung, zu einer Schule der Menschen- und Sittenkenntniß, des Geschmacks und der Nationalität zu erheben, war das Ziel, zu dem er hinstrebte. Der Zuschauer sollte nicht blos ergötzt, er sollte auch vertraut werden mit seiner und der Natur des Menschen um ihn her. „Wozu,“ fragt er in seiner Dramaturgie, „eine Bühne bauen und Schauspieler ankleiden, wenn damit nichts Höheres hervorgebracht wird, als jede rührende oder lustige Erzählung, zu Hause gelesen, hervorbringen würde?“ Darum ward ihm diese Kunst so lieb; darum machte er sie zu seinem philosophischen Studium; darum drang er so scharfsinnig in den Zweck, den Geist, das Wesen des Drama ein; darum strebte er, die mimische Kunst zu etwas Höherem zu bilden, als zum bloßen Larven- und Mummenspiel, einem bloßem Gaukelwesen mit Gesichterschneiden, Hand- und Stellungströdel, Kleiderflitter und Prunkflimmer. Ein schöner Traum! Das große Publikum will nur schauen und der Haufe der Mi-

men sich nur schauen lassen. So werden denn auch Guckkastenstücke des Publikums Lieblingsspeise, uud die sie Vorführenden auch wohl Schauspieler bleiben, und weiter nichts.

Zu Lessing's Zeit stand es freilich um die letzten viel besser. Wahrhafte Künstler glänzten am deutschen Theaterhimmel; auch fehlte es nicht an sinnigen Zuschauern, die sie verstanden, nicht nur fühlten; und so begreift es sich auch, daß Lessing so angenehm träumte, und für seinen schönen Traum zu handeln, so emsig beflissen war.]

Er begann mit der Bearbeitung der Goldonischen Erede fortunata, und wollte sie mit noch fünf anderen, im Kopfe theils entworfenen, theils auf dem Papiere schon fertigen Dramen zu Ostern 1755 in einem Bande herausgeben. Es kam nicht zur Ausführung. Sein Freund Weiße schlug ihn einem jungen Leipziger als Gefährten zu einer großen Reise vor. Der Vorschlag gefiel, und Lessing schlug so rasch ein, daß er nicht einmal an einen schrift-

lichen Vertrag gedacht haben würde, wenn ihn nicht einer seiner Freunde darauf aufmerksam gemacht hätte. Kraft dieses Vertrages sollte die Reise vier Jahre dauern, und Lessing, nebst völliger Freihaltung, jährlich 200 Thaler erhalten. Die Reise ging durch einen Theil des deutschen Reichs nach Holland. Sie nahm aber bald ein Ende durch die Besitznahme des Sachsenlandes von dem Preußenkönige. Der junge Reisende kehrte, zu Lessing's großer Unzufriedenheit, wieder in seine Vaterstadt zurück. Das Schlimmste für ihn war, daß der Heimkehrende nun seinen Vertrag mit ihm aufgehoben glaubte. Es entstand ein förmlicher Rechtshandel, der sich aber 1761 zu des Klägers Vortheil endigte; er erhielt von dem Beklagten 800 Thaler. Die Bekanntschaft des mit einer preußischen Besatzung in Leipzig eingerückten Dichters, Kleist, ward ihm eine reiche Entschädigung für die fehlgeschlagene Reise. Beide traten einander bald sehr nahe. Weiße und der junge Brawe, bekannt durch seine beiden Trauerspiele, Brutus und der

Freigeist, vermehrten den Genuß dieses Umganges.

Lessing's gelehrte Beschäftigungen zu Leipzig waren die Uebersetzungen der in England 1794 erschienenen Hutchesonschen Sittenlehre der Vernunft; der Richardsonschen Sittenlehre für die Jugend in den auserlesensten Aesopischen Fabeln, (der letzten verdanken wir des Deutschen Aesopische Fabeln); zuletzt noch die Uebersetzung eines Erbauungsbuches: Law's ernsthafte Ermunterungen an alle Christen zu einem heiligen und frommen Leben. Von ihr lieferte er aber nur die ersten Bogen und überließ die Vollendung seinem Freunde Weiße.

Zu der Bibliothek der schönen Wissenschaften, welche von Nikolai gestiftet und im Jahre 1757 zuerst ans Licht gestellt wurde, lieferte er nur eine Beurtheilung, besorgte aber in Leipzig Verlag und Druckreinheit (Korrektur). Auch die in ihr ausgesetzten Preise für ein gutes Trauerspiel bezahlte Ni-

kolai ganz allein. Mit Kronegk's Codrus war Lessing nicht ganz zufrieden und arbeitete selbst an einem neuen. Der Entwurf dazu ist verloren gegangen. Auch an seine Virginia, die nachherige Emilia Galotti, ging er um diese Zeit. Er sonderte alles, auf den römischen Staat sich Beziehende, ab. Seiner Meinung nach, war der Tod einer Tochter durch ihren Vater, dem ihre Ehre mehr, als ihr Leben gilt, an sich schon tragisch genug. Er machte aber alle Tage nur sieben Zeilen, erweiterte seinen Plan unaufhörlich und strich immer etwas von dem schon Geschriebenen wieder aus. Die erste Anlage dazu war nur auf drei Akte berechnet, mit allen Freiheiten der englischen Bühne.

Es währte nicht lange, so trieb den glühenden Theaterfreund sein gewissermaßen unsteter Geist wieder aus Leipzig. Die königliche Spreestadt lockte ihn abermals. Moses Mendelssohn, Nikolai, Ramler und Meil ersetzten ihm hier Kleist und Weiße, und höchst fruchtbar war hier seine literarische

Thätigkeit. Das Trauerspiel Philotas, die musterhaften Briefe, die neueste Literatur betreffend, dessen erste Idee von ihm herrührt, entstanden in Gemeinschaft mit Mendelssohn und Nikolai; seine Aesopischen Fabeln traten ans Licht, und mit Ramler's Hülfe gab er die Logauschen Sinngedichte heraus. Auch an Sophokles Leben legte er die erste Hand. Sieben Bogen davon wurden bereits gedruckt; ihr Fortrücken hinderte wahrscheinlich seine Beförderung nach Breslau, als des General von Tauenzien's Geheimschreiber.

Er verließ Berlin als erwähltes Ehrenmitglied der dasigen Akademie der Wissenschaften. Seine Anstellung in die Dienste des preußischen Generals ward ihm auf manche Weise vortheilhaft. Sein bisher des Zwanges ungewohnter Geist lernte sich fügen. Er erhielt Biegsamkeit für die verschiedensten Lebensverhältnisse, kam mit Leuten von allerlei Stand und Beruf, von allerlei Art und Volk in Verkehr; besuchte Gesellschaften des verschiedensten Schlages und Tones. Wie mannigfaltig ward

dadurch seine Welt- und Menschenkenntniß! Der Umgang mit den Großen der Erde, zu denen ihm seine Stelle den Zugang verschaffte, der Krieger- und Bürgerstand, der ihm jetzt nahe trat, öffneten seinem Beobachtungsgeiste ein weites ausgebreitetes Feld. Selbst sein Aeußeres erhielt mehr Glätte, höhere Gewandtheit, ohne ihn zu überfeinern und der Deutschheit seines Charakters zu schaden. So ward er Allen und Jedem anziehend, bedeutend, von Allen gewürdigt und geachtet. [Denn nie ruhte auf ihm auch nur der Schatten von Zweideutigkeit, von, wenn man so sagen darf, moralischer Doppelgängerei. Er bewies, daß sein bisher nur wissenschaftlich thätiger Geist auch sehr wohl bürgerlich thätig seyn, der Gelehrte ächter Art auch sehr wohl zum sogenannten Geschäftsmann taugen könne; was den Geschäftsleuten freilich schier unmöglich scheint, die in ihrem engen Wirkungskreise jede tiefere, oder ästhetische Bildung, als unverträglich mit ihrem Getriebe, achten und verachten; die, wie der Fuchs der

Fabel, die Trauben sauer schelten, die sie nicht erspringen können. Sein General dachte anders. Er fand in ihm einen Mann, brauchbar, achtsam und fleißig in dem ihm anvertrauten Geschäft, so trocken und unbefriedigend es auch für einen so kräftigen Geist war. Er erkannte in ihm einen Mann von so vielseitigen Ansichten des Wissens und des Lebens, als er in hundert anderen, sonst auch fleißigen und nützlichen Geheimschreibern, nicht gefunden haben würde. So war der große Mann, den er sich so nahe gestellt hatte, überall zu Hause, wo er auch stehen mochte; überall sich mit gleicher Kraft bewegend und selbstständig.]

[Selbst die mannigfaltigen Zerstreuungen, denen er sich nebenher überließ, traten dem alten Charakter seiner geistigen Regsamkeit nicht entgegen. Sie dienten ihm nur als Erholung und Erfrischung nach den Mühen und Lasten seines bürgerlichen Berufs. Sogar sein überwiegender Hang zum Spiele, und zwar, wie sich sein früherer Lebensbeschreiber ausdrückt, zum gedankenlosesten aller möglichen

Spiele, zum Faro, ward ihm zum Gewinn, durch die Bereicherung seiner Kenntniß von der Natur des Menschen. Lebendiger, in die Augen leuchtender entwickelt sich wohl kaum irgendwo der Charakter des Menschen, als vor dieser gefährlichen Glücksbude. Die Leidenschaft reißt hier alles mit sich fort und läßt die Verstellung nicht aufkommen. Die sprühenden Augen, die bleichen oder röther sich färbenden Wangen, die zusammengebissenen Lippen, der derbere oder schwächere Kniff der Karten, der gestemmte oder stampfende Fuß: Alles wird zum Verräther. Welch ein fruchtbares und furchtbares Schauspiel schon für den gewöhnlichen Beobachter! nun vollends für den Beobachtungsgeist eines Lessing, der, nach des Bruders Zeugnisse, das Charakteristische eines Menschen selbst dann erkannte, wenn er sich vor ihm verstecken wollte.]

Man beschuldigte ihn deßwegen auch, daß er nicht den rechten Spielgeist habe, der nur ganz allein mit dem Spiele beschäftigt sein müsse. Er spielte nur, wie er seinen Der-

wisch vom Saladin sagen läßt, mit dem Spiele; spielte hoch, weil er glaubte, daß das hohe Spiel die Aufmerksamkeit erhalte, das kleinere aber sie leicht zerstreue. Seine Leidenschaftlichkeit dafür entschuldigte er mit der Sorge für seine Gesundheit. „Die heftige Bewegung,“ sagte er, „setzt meine stockende Maschine in Thätigkeit und bringt die Säfte in Umlauf. Wenn ich kaltblütig spielte, würde ich gar nicht spielen.“ [Das mag ungereimt (paradox) scheinen, aber bei ihm mußte es doch seelenerfahrlich (psychologisch) gegründet seyn; denn diese Leidenschaft zum Spiele hatte für seine Gesundheit keinen Nachtheil; wahrscheinlich deßwegen, weil sie nicht aus Gewinnsucht, sondern nur aus der hohen Beweglichkeit herrührte, mit der er alles trieb, so ihn nur von Außen, nie von Innen erschütterte.]

Viel Geld kosteten ihm seine Bücher. Kaufmännische Berechnung (Spekulation) und Liebhaberei trieben ihn dazu. Das damalige schlechte Geld machte ihren Ankauf wohlfeil.

Auch konnte er Bücher besser bewahren, als Baarschaften, und sie waren das einzige Erhebliche, was er aus Breslau nach Berlin zurückbrachte.

Den Reichen zu machen, ohne es zu sein, war, wie mein Vorgänger gesteht, auch in Breslau eine seiner Schwächen, wenn man es so nennen will; denn er ergab sich diesem Hange nur aus Wohlthätigkeit gegen Andere. Das Sprichwort „Geben ist seliger, denn Nehmen," stand, wie sein Bruder bezeugt, nicht bloß in seiner Bibel, sondern lag in seinem Herzen viel zu tief, als daß Erfahrung etwas dagegen vermocht hätte. Seinen Eltern und Geschwistern beizustehen, borgte er sogar und entbehrte gern, wenn er ihnen Genuß verschaffen konnte.

Arletius und Klose, beide verdiente Schulmänner, waren in Breslau seine gelehrten Freunde. Mit dem letzten besuchte er die Bibliotheken und Klöster sehr fleißig. Seine literarische Thätigkeit nahm aber um diese Zeit sehr ab. Selbst der Briefwechsel mit seinen

Freunden hatte jetzt Ruhe, wenigstens war es kein gelehrter. Moses, der allerlei von seinen Zerstreuungen und seiner Spielsucht erfuhr, warnte ihn durch eine, doch nur ihm und seinen Freunden bekannte, den philosophischen Schriften vorgedruckte Zueignung.*) Lessing

*) Hier ist sie:

Zueignungsschrift an einen seltsamen Menschen.

„Die Schriftsteller, die das Publikum anbeten, beklagen sich, es sei eine taube Gottheit; es lasse sich verehren und anflehen; man rufe vom Morgen bis an den Mittag, und da wäre keine Stimme, noch Antwort. Ich lege meine Blätter zu den Füßen eines Götzen, der den Eigensinn hat, eben so harthörig zu sein. Ich habe gerufen, und er antwortet nicht. Jetzt verklage ich ihn vor dem tauben Richter, dem Publiko, das sehr oft gerechte Urtheile fällt, ohne zu hören.

Die Spötter sagen: Rufe laut! Er dichtet, hat zu schaffen, ist über Feld, oder schläft vielleicht, daß er erwache! — O nein! Dichten kann er, aber leider! will er ja nicht. Reisen möchte er, aber das kann er nicht. Zum Schlafen ist sein Geist zu munter,

fühlte den Stachel, hielt ihn auch nicht für ganz unverdient, aber nach den ermüdenden Beschäftigungen seines eingegangenen Berufes waren diese Zerstreuungen und das Spiel seine

---

und zu Geschäften zu faul. Sonst war sein Ernst das Orakel der Weisen und sein Spott eine Ruthe auf dem Rücken der Thoren; aber jetzt ist das Orakel verstummt und die Narren trotzen ungezüchtigt. Er hat seine Geißel Anderen übergeben, aber sie streichen zu sanft, denn sie fürchten, Blut zu sehen. —
Und er,
Wenn er nicht hört, noch spricht, nicht fühlt,
Noch sieht; was thut er denn? — Er spielt."

Die beiden letzten Zeilen gehören einem deutschen Fabeldichter aus Gellert's Zeit, Lichtwer, an, und beschließen dessen Erzählung: "die seltsamen Menschen. Dies einigen unserer neuesten und allerneuesten Literatoren zur Kunde, die auch bedeutende Schriftsteller, die vierzig oder funfzig Jahre früher, als sie gelebt haben, entweder gar nicht kennen, oder doch zu den sogenannten verschollenen zählen, nicht der Mühe werth, genannt zu werden, obgleich gar oft kein Name früher und schneller verschallt, als gerade der ihrige.

einzige Erquickung. Dennoch blieb er auch in seinem Thätigkeitsschlafe nicht ganz unbeschäftigt; er übersetzte Diderot's Schauspiele und seine Abhandlungen über das Theater und entwarf den Plan zu seiner Minna von Barnhelm.

Von seiner Art, in Breslau zu leben, hier einige Bruchstücke aus des Rektor Klose's Briefe an den jüngern Lessing:

„Sobald er, gewöhnlich um vier Uhr, von des Generals Tische kam, besuchte er entweder einen Buchladen oder eine Bücherversteigerung. Zu Hause besprach er sich mit seinen Freunden über Literatur und Wissenschaft. An dem Auffinden der Gedichte des Andreas Skultetus, eines der besten Dichter aus Opitz Schule, hatte er große Freude. Der Rektor Arlet mußte, da diese Gedichte in Breslau auf dem Gymnasium geschrieben worden, ihm wenigstens die Schulmatrikel verschaffen, aus der er denn doch das Jahr ersahe, in welchem Skultetus nach Breslau gekommen. — Ich zeigte ihm bei einem Besuche der Biblio-

thek der Maria-Magdalenenschule die erste Ausgabe von Logau's Sinngedichten, die er nie vorher gesehen. Diese schickte er sogleich an Ramler."

„So sehr sein Geist auch alles Wissenswerthe umfaßte, so beschäftigten ihn in den ersten Jahren seines Aufenthalts zu Breslau am vorzüglichsten alterthümliche, dramatische und literarische Gegenstände. Den Entwurf zur Minna von Barnhelm schrieb er in den heitern Frühlingsmorgenstunden. Auch seines Dr. Faust gedachte er zuweilen."

„Einige poetisch-komische Erzählungen gingen hier aus seiner Feder hervor. Diese Gattung der dichterischen Darstellung zog ihn damals sehr an. In dem Büchersaale zu St. Bernhard in der Neustadt hielt er sich vorzüglich bei den Sammlungen solcher Erzählungen aus dem vorigen Jahrhundert auf, die kaum noch ihrem Titel nach bekannt sind. Er durchlief sie, Goldkörner darin zu finden, denen er das schönste Gepräge zu geben wußte."

„Verschiedene in Breslau niedergeschriebene kritische und antiquarische Aufsätze wollte er unter der Aufschrift: Harmäa, drucken lassen. Winkelmann's Geschichte der Kunst aber bot ihm Stoff zu noch tieferen Untersuchungen, und erzeugte seinen Laokoon."

„Selbst mit theologischen Untersuchungen fing er an, sich zu beschäftigen; er machte einen Entwurf zu einer großen Abhandlung von den Verfolgungen und Märtyrern der Christen. In dem Märtyrer Justin glaubte er ganz andere Grundsätze des Christenthums gefunden zu haben, als in den neueren Zeiten angenommen wurden."

„Ein neuer Gegenstand seiner Forschungen wurde Spinoza's Philosophie. Er las die Schriften seiner Gegner, von denen ihm Bayle am wenigsten den Spinoza verstanden zu haben schien."

So war demnach, auch in seinem scheinbaren literarischen Müßiggange, der treffliche Mann nicht ganz unthätig, sondern trug, um dem Bruder desselben ein Gleichniß abzuborgen,

wie

wie eine fleißige Biene, Honig von Blumen zusammen.

Als General von Tauenzien 1762 die Einschließung der Festung Schweidnitz befehligte, mußte ihn Lessing begleiten, auch 1763 nach dem Frieden auf einer Reise nach Potsdam, wo er auf einige Tage Urlaub nahm, um seine Freunde in Berlin zu besuchen. 1765 verließ er Tauenzien's Dienste, besuchte seinen Vater in Kamenz und seine Freunde in Leipzig. Von da ging er wieder nach Berlin, und arbeitete an seinem Laokoon, der das Jahr darauf gedruckt erschien. Zugleich vollendete er Minna, die 1767 die Presse verließ, und, nach vielen dagegen gemachten Schwierigkeiten, dort zum ersten Male aufgeführt wurde.

7.

Durch des General von Tauenzien's Empfehlungen hätte Lessing leicht in preußische Dienste kommen können; aber Friedrich's des Großen Grundsatz: „da paullulum, ut

faciant multum!“ schreckte ihn ab. Arbeitscheu war es nicht, aber vorgeschriebene Arbeiten waren ihm zuwider. Lieber wollte er von der unerbittlichen Nothwendigkeit, als von menschlicher Willkühr abhangen. Schon von Breslau aus erklärte er sich hierüber gegen seinen Vater: „Ich hoffe, Sie trauen mir nicht zu, daß ich mein Studiren an den Nagel gehängt, und wollte mich bloß elenden Beschäftigungen de pane lucrando widmen. Ich habe mit diesen Nichtswürdigkeiten mehr als drei Jahre verloren. Es ist Zeit, daß ich wieder in mein Gleise komme. Ich bin mehr als jemals entschlossen, von aller Bedienung, die nicht vollkommen nach meinem Sinne ist, zu abstrahiren. Ich bin (im Jahre 1763) über die Hälfte meines Lebens und ich wüßte nicht, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzern Rest desselben noch zum Sklaven zu machen. — Wer gesund ist und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten. Langwierige Krankheiten, und ich weiß nicht was für Umstände befürchten, die außer Stand

setzen, zu arbeiten, zeigt ein schlechtes Vertrauen auf die Vorsehung: Ich habe ein besseres und habe Freunde."

[Diese Sprache, der Ausdruck einer solchen Zuversicht, konnte freilich nur von einem Manne kommen, in welchem neben dem Entschlusse auch die Kraft wohnte; der, sich seines innern Reichthums bewußt, Wort halten konnte. Bei ihm war Wollen und Gelingen eins. Bloße literarische Müßiggänger mögen sich hüten, es ihm nachzuwollen und nachzuthun. Für das Vaterland schreiben und für das Vaterland Federn schneiden, sind zwei ganz verschiedene Dinge. Wem nur die Hand, nicht der Geist, die Feder führt; wer für Geist und Herz Gediegenes, Erhebendes, Stärkendes und Erquickliches zu fördern, nicht das Vermögen hat, der thut besser, irgend ein nützliches, seinen Kräften angemessenes, ihm Brot und Nahrung eintragendes Gewerbe zu treiben, damit er seine Stelle in der bürgerlichen Gesellschaft brauchbar fülle. „Ein Thor thut lächerlich, was

Cato weislich that!" möchte man ihm mit dem sinnvollen Haller, etwas anders gewendet, zurufen.]

Lessing fand sich bei seiner Rückkehr nach Berlin bald wieder so reich, als er vor fünf Jahren gewesen war. Aber seine Ausgaben wurden dadurch, daß er seinen jüngsten Bruder zu sich nahm, vergrößert. Er mußte daher um so fleißiger sein. Fünf Jahre lang hatte man nichts Gedrucktes von ihm gesehen. Von dem Erzeugnisse seines neuen Fleißes, Laokoon, versprach er sich nicht viel. Dennoch ward er, wo nicht viel gekauft, doch viel gelesen und viel besprochen.

Wie achtend und anerkennend selbst Winkelmann, trotz dem, was Lessing gegen ihn erinnerte, darüber urtheilte, bezeugt ein Brief an einen Freund, der ihm Auszüge daraus mitgetheilt hatte. „Lessing," sagt er, „schreibt, wie man geschrieben zu haben wünschen möchte; und wenn ich nicht von Ihnen seine Reise erfahren hätte, so wäre ich demselben mit einem Schreiben zuvorgekommen. Es verdient der-

selbe also, wo man sich vertheidigen kann, eine würdige Antwort. Wie es rühmlich ist, von würdigen Leuten gelobt zu werden, so kann es auch rühmlich werden, ihrer Beurtheilung würdig geachtet zu sein."

Mit großer Anstrengung arbeitete er jetzt ununterbrochen. Nur seine Studirstube gab ihm Zerstreuungen. Wenn er in der besten Arbeit auf- und niederging, fiel ihm die Aufschrift eines Buches in die Augen. Ein Blick in das Buch selbst ließ ihn einen Gedanken finden, der zwar mit seiner jetzigen Gedankenreihe in keiner Beziehung stand, aber er fand ihn vortrefflich, schrieb ihn auf, und im Aufschreiben fand er wieder Stoff für eigene Gedanken. Diese führten ihn wieder auf etwas Anderes, dem er nachforschen mußte. Eine neue Entdeckung, ein bedeutender Aufschluß erzeugte sich aus ihnen. Eben so ging es ihm in den Unterhaltungen mit seinen Freunden. Irgend eine Bemerkung von ihnen hatte viel Anziehendes, bedurfte aber in gewisser

Rücksicht einer Berichtigung; das gab ihm wieder zu thun.

Natürlich zogen ihn diese Zerstreuungen auf eine Zeitlang von seiner begonnenen Arbeit ab. So vollendete er nur langsam zögernd. Das konnte nun nicht lange bestehen. Er wollte daher wieder von Berlin weg, bald nach Dresden, bald auf das Land, auf einige Zeit nichts, als Komödien schreiben, und mit einer eigenen Truppe, von Ort zu Ort ziehend, sie aufführen lassen. Nur das Schlüpfrige dieser Lebensart brachte ihn wieder von diesem Entschlusse ab.

[Im Jahre 1766 erhielt er die Einladung zu der berühmten Hamburger Theaterunternehmung. Eine Gesellschaft von Freunden der Bühne übernahm das Ackermannsche Theater. Sie hatte viel Eifer und eben so gute Absichten, die Lessing, als Dichter und Kunstrichter, befördern helfen sollte. Es wurden ihm vortheilhafte Bedingungen gemacht. Er schlug ein, unterzeichnete den Vertrag und trat 1767 in seinen neuen Wirkungskreis. Seine

unsterbliche Dramaturgie war das einzig Gelungene, was die theatralische Literatur dabei gewann. Sie nützte der Bühne, dem Publikum, für die er sie schrieb, nicht viel, desto mehr der Kunst des Dichters und des Schauspielers, wo Dichter und Schauspieler Sinn dafür hatten. Sie war das Werk eines tiefen Studiums, einer tiefen Ergründung. Daß sie nicht zu Bänden anwuchs, nicht zu einem fortschreitenden klassischen Lehrbuche wurde, war nicht Lessing's Schuld. Das große Unternehmen der Hamburger Bühnenfreunde ging in einem sehr kurzen Zeitraume zu Ende. Nur wenige Monate waren die Leiter und Vorsteher mit sich eins. Man beging in der Verwaltung der Bühne mannigfaltige Fehler, und ergriff, um sie wieder gut zu machen, eben so falsche Maaßregeln. Auch die Liebe, der Sinn für die Kunst war in Hamburg damals noch nicht so lebendig und regsam, wie später unter der Bühnenverwaltung des mimischen Proteus, Schröder. Zwar hatte auch schon damals die Bühne dieser Stadt

die vorzüglichsten Schauspieler Deutschlands aufzuweisen: Ackermann, seine Familie, und Eckhoff waren Edelsteine derselben. Beide wurden nachher nur von dem nie wieder erreichten Zauberer und Tausendkünstler, gleich groß als Lear und Harpagon, als Philipp und Fallstaff, als Otto von Wittelsbach und Graf Klingsberg, übertroffen. Ackermann war in humoristischen Alten musterhaft, Eckhoff einer der größten Sprecher, die das deutsche Theater jemals gehabt; im Diderotschen Hausvater unübertrefflich, und als Odoardo Galotti das non plus ultra der mimischen Darstellung. Dennoch scheiterte aus mehreren Gründen, die am besten unberührt bleiben, der Entwurf zur Gründung eines wahrhaft deutschen Theaters, und Lessing wurde verhindert, wozu er so vollständig ausgerüstet war, ihr Prometheus zu werden.]

Eine Anekdote, diese Dramaturgie betreffend, muß hier doch erzählt werden. Ein junger Mensch, dem die scharfen Beurtheilungen

der Voltaireschen Tragödien große Freude machten, hatte die Bosheit oder Kühnheit, dem französischen Tragiker das ganze Buch zuzusenden. Er fügte einen Brief in französischer Sprache hinzu, und bat um Antwort. Voltaire gewährte seine Bitte, wie folgt: „Ich bin zu alt, noch Deutsch zu lernen, um meine Gegner zu verstehen. Sie melden mir, daß Herrn Lessing's Blätter gut geschrieben sind. In der That, wenn er so gut deutsch schreibt, wie Sie französisch, so müssen sie ganz vortrefflich sein." [Der junge Naseweis lief hier mit Recht an und noch gnädig genug. Aber man möchte wohl wünschen, Voltaire hätte die deutsche Sprache genug verstanden um die Dramaturgie lesen zu können. Das Obergötzthum, das er sich, als tragischer Dichter seiner Nation, erschrieben hatte, wäre ihm doch ein wenig sauer gemacht worden. Ein so triftiger, gewiegter, so sicher den Puls fühlender Tadler war ihm in Frankreich wohl noch nicht vorgekommen. — Die Frerons waren nur grob und hämisch. Und von wem kam ihm hier

diese Einbuße seines Strahlenscheines? Von eben dem Lessing, der ihm einige Jahre vorher das vornehme Klimpern mit dem Kammerherrnschlüssel so artig bezahlt hatte; aus einem Lande, von dessen Einwohnern es ihm bei einer gewissen Gelegenheit beliebte, dem großen Friedrich zu sagen: „ich bat Sie um Menschen, und Sie haben mir Deutsche gegeben." Bitter und wohlverdient hätte er sich für dies plumpe Witzwort bestraft gesehen. Bekehrt würde er freilich dadurch nicht geworden sein, aber doch — dazu hatte er Verstand genug — belehrt, und das wäre schon etwas gewesen.]

[Eine fast unerklärliche Erscheinung für Lessing's Freunde in Hamburg war ihnen sein Umgang mit dem rechtgläubigen Senior Göze. Es hätte ihnen aber nicht so unbegreiflich scheinen sollen, da Lessing nicht den Pastor an der Sankt Catharinen-Kirche, sondern den Gelehrten, und in seiner Theologie, sie mochte sein, welcher Art sie wollte, wohl bewanderten Wächter des Luther-

thums, wie es ihm erschien, besuchte. Göze hingegen ward nicht wenig überrascht, in dem Theaterkritiker und Komödienschreiber einen Mann zu finden, der in dem ganzen, weiten Gebiete der Wissenschaften festen Fuß gewonnen hatte; mit dem er über Dinge sprechen konnte, die er seinem Wissen eben so fern glaubte, als den Morgen vom Abend. War er von der einen Seite nicht übel geneigt, den für Bühne und Schauspieler heillos Geschäftigen von der christlichen Kirche, hätte es nur in seiner Gewalt gestanden, auszuschließen: so mußte er sich doch auf der andern gestehen, daß dieser halbe Heide in seinen Augen sich sehr wohl um die Augsburgische Konfession, und das aus ihr gezogene Lutherthum bekümmert hatte; und daß er mit den sogenannten Vernunfttheologen eben nicht an einem Strange zog. Darüber machte er denn große Augen und gab gern seinen Rheinwein her, sich mit ihm auf dem Felde gelehrter Forschungen und Untersuchungen auf und ab zu tummeln. Lessing trank und nährte zugleich seinen Hang, sich

über Gegenstände dieser Art auszusprechen. Wie kann man sich darüber wundern? Was kümmerte ihn des Seniors Stocklutherthum? Gab es doch hundert andere Dinge, über die es sich mit ihm gescheut unterhandeln ließ! Selbst seinen theologischen Ansichten war er nicht ganz abgeneigt. Sie schienen ihm wenigstens mehr Haltbarkeit zu haben, als die der meisten vermeinten Neuaufklärer, von denen er später nicht ganz unrichtig sagte: „man wisse nicht, wo ihnen eigentlich das Christenthum sitze.“ Er fand neben dem Irrthume des gescholtenen Zionswächters doch auch manche Wahrheit, und das war ihm genug, ihrer auch in der stachlichten Schaale zu pflegen. Darum kehrte er sich auch nicht an die Spötter, und hatte es selbst gegen den anders denkenden, aber redlichen Wahrheitsforscher, Alberti, den er schätzte, kein Hehl, was und wie viel ihm Göze gelte. Das Gute anerkennen, wo er es fand, war einmal der Grundsatz seines Lebens, und man muß sich billig wundern, daß man ihn bei dieser Veranlassung verwerflich oder

doch spottwürdig halten konnte. Es wäre für Wahrheit und Erkenntniß von je nur wenig gewonnen worden, wenn man sie nicht auch da aufzugraben verstanden hätte, wo man sie mit Schlamm und Moder bedeckt fand.]

[Auch Freimaurer ward er in Hamburg. Wie viel er dadurch klüger oder besser geworden, hat er eigentlich nie bekannt. Indeß verdanken wir dieser Aufnahme seinen Ernst und Falk, und das war wenigstens für die literarische Welt ein Gewinn von Bedeutung. Man denke übrigens von diesem Orden, dessen Mitglied zu sein, ich nie die Ehre gehabt habe, wie man will, er hat wenigstens, in Rücksicht der Mildthätigkeit, manches Gute gestiftet. Mag das Unstatthafte, das ihm Schuld gegeben wird, seine Richtigkeit haben oder nicht, schädlich und verderblich kann er doch nur durch Winkelkrämerei und Dunkelpfuscherei werden. Dem setze man, wie billig, Maaß und Ziel! Aber ihn durch Bannstrahl und Verfolgung ausmerzen, ist weder menschlich noch viel weniger christlich. Ist nichts hinter

ihm, als Schall und Klang, so wird er, je mehr die unpartheiisch wägende Vernunft über ihn die Wage hält, in und durch sich selbst untergehen. Die Meinung nnd der Wahn wachsen nur dann zu Riesen empor, wenn man sie durch Gewalt und Machtspruch niederschlagen will.]

Um eben diese Zeit hatte der verdienstvolle Bode, der Uebersetzer der empfindsamen Reisen und des Tristram Shandy, eine Druckerei in Hamburg angelegt, *) mit der er einen weit umfassenden Plan verband, den ihm Lessing ausführen helfen sollte. Dieser ging hauptsächlich dahin, die von ihm verlegten Bücher nicht selbst auf den Messen zu verkaufen, sondern sie noch vor jeder Messe nach dem bescheinigten Preise, mit zwanzig für hundert Vortheil an einen Buchhändler zu verhan-

*) Siehe Lessing's Briefwechsel mit Ramler, Eschenburg und Nikolai, Brief 10, 21 und 32, wie auch Nikolai's Anmerkungen, aus denen obige Thatsachen entlehnt sind.

deln, der über die Summe seine Wechsel, auf billige Zahlungstermine gerichtet, geben sollte. Dann wollten sie nichts, als die Werke der besten deutschen Schriftsteller in einer Zeitschrift, wovon jede Messe zwei oder mehrere Bände erscheinen sollten, drucken lassen. Wirklich fanden sich dazu schon sehr wichtige Beiträge in ihren Händen. Klopstock's Herrmann, sein Oden und Abhandlungen über das griechische Silbenmaaß; Gerstenberg's Ugolino und ein Lustspiel von Zachariä. Um diese Zeit verbreitete sich auch das Gerücht, daß der Kaiser Joseph die vorzüglichsten vaterländischen Gelehrten nach Wien ziehen und durch sie in der Haupstadt des deutschen Reiches eine Art Anpflanzung der deutschen Literatur gründen wolle. Durch die Herausgabe des Klockstockschen Hermann und eine damit verbundene Zueignung an den Kaiser glaubte man zu diesem großen Entwurfe den Weg zu bahnen. Aber beide Entwürfe wurden zu Wasser. Der erste aus zu weniger Kenntniß des deutschen Buchhandels, der andere durch die zu große

Leichtgläubigkeit an das Wort eines Wiener Hofmannes, von dem sich das ganze Gerücht herschrieb. Der ganze Gewinn der Zueignung bestand in einer goldenen Medaille mit des Kaisers Bildniß für den Dichter.

Je uneigennütziger bei dieser Unternehmung mit Bode Lessing's Absichten waren, je größern Ruhm und Vortheil er durch sie der deutschen Literatur zuzuwenden hoffte, desto tiefer kränkte ihn ihr Mißlingen; und je mehr er seine Hoffnungen für die große Neugeburt der Wissenschaften in Wien genährt hatte, desto weher that es ihm, sie so ganz fehlgeschlagen zu sehen. Beides verstimmte und erbitterte ihn in einem so hohen Grade, daß dadurch der Entschluß, nach Italien zu gehen und dort für die Gelehrten aller Nationen lateinisch zu schreiben, in ihm erzeugt wurde; daß, da er nachher durch den Ruf nach Wolfenbüttel doch in Deutschland blieb, er alle Wirksamkeit für die schöne Literatur aufgab, und sich in das Fach der Alterthumskunde und der Gottesgelahrtheit warf. [Wer

dies

dies an diesem großen Manne Schwäche nennt, versteht sich nicht auf die Natur einer wahren Thätigkeit. Diese beschränkt sich nicht auf den Kreis ihrer eigenen Bequemlichkeit, ihres eigenen Daseins und Behagens; sie will das Wohl des Ganzen, die Vervollkommnung der Mit-, den Segen der Nachwelt. Lessing erzielte bei der fehlgeschlagenen Unternehmung weder Gewinn, noch Ruhm. Höhere Bildung seiner Nation, die Anerkennung und Belohnung des deutschen Verdienstes hatte er im Auge. Die hervorragendsten Köpfe boten ihm dazu die Hände; der vermögendste und mächtigste Fürst Deutschlands schien ihm sogar auf halbem Wege entgegen zu kommen; große Schwierigkeiten schienen bereits überwunden; die Möglichkeit der Ausführung erhob sich beinahe zur Gewißheit, und auf einmal sahe der wohlwollende, edle deutsche Mann, mit Muth und Kraft für sein großes Werk ausgerüstet, sich von seinem Ziele eben so weit zurückgeworfen, als er sich ihm nahe wähnte; sahe sein schönes Zauberschloß nicht etwa für

den Augenblick; sondern für immer zertrümmert, und mit ihm nicht seine, sondern die Vortheile des ganzen deutschen Volkes. Konnte es fehlen, daß dieses gewaltsame Zurückstoßen aus einem Wirkungskreise, in dem zu handeln er sich berufen fühlte, jene Stimmung hervorbrachte? Der große Mann kann gelassen Hoffnungen aufgeben, die ihn selbst betreffen, aber gesunkene Hoffnungen für die Erweiterung des Reiches des Schönen und Guten greifen tiefer, spannen den Muth ab; Mißmuth und Bitterkeit sind die natürlichen Töchter dieser Abspannung.]

[Der Streit mit Klotz erzeugte zwei sehr gehalt- und kenntnißreiche Schriften: die antiquarischen Briefe, und die Abhandlung, wie die Alten den Tod gebildet. Daß jener an dem Verfasser des Laokoon zum Ritter werden zu wollen, sich vermaaß, bekam ihm sehr übel. Daß er sich in den Alterthümern ein wenig umgesehen, eine Art von Geschmack daran verrathen, hier und da eine treffende Bemerkung darüber geschrieben, das hätte

ihn nicht verleiten sollen, einem Alterthums=kenner, dem selbst Winkelmann gründliche und belehrende Forschungen darüber zugestand, Vorlesungen halten und obenein ihn zurecht=weisen zu wollen. Seiner Alterthumskunde fehlte, wie allem, was er trieb, Tiefe, eigenes Forschen und wahre Gelehrsamkeit. Leicht, wie sein Latein, in dem er anfangs schrieb, wie in allen seinen literarischen Erzeugnissen, war sein Wissen auch hier. Seine Rednerei über diese Gegenstände war zum Theil zusammengebettelt, zum Theil aus seichten Quellen geschöpft. Er tadelte, ohne das Gerügte scharf ins Auge ge=faßt zu haben; er berichtigte, was er nicht ver=standen hatte, schwatzte, statt zu sprechen, und saalbaderte sogar zuletzt. Das Deutsch vollends, das er schrieb, war so kraft= und saft=los, so breit und waschhaft, daß man erstaunen muß, wenn er sich damit gegen diesen Meister der vaterländischen Sprache auflehnte. Er hatte es bitter zu bereuen. Nie sind wohl Unwissen=heit, Anmaßung und Großsprecherei so über=wiegend und zernichtend gedemüthigt worden,

als die seinige von diesem Herzoge der deutschen Geister. Lessing's überlegene Sachkenntniß und sein Witz schlugen ihn gleich nieder. Kahlgerupft von den prunkenden Pfauenfedern, stand der literarische Rabe da, und sein erschlichener und erlobpreister Ruhm fiel von ihm ab, wie mürber Zunder. Es gab damals Leute, die dies ihm, der sich doch nur seiner Haut wehrte, zum Verbrechen machten. Er hätte wohl glimpflicher verfahren können, meinten sie. Aber, wie gelassen in einem Streite bleiben, der mit solchem Uebermuthe, solcher Frechheit gegen ihn geführt wurde! Wem hätte da nicht die Galle überlaufen sollen? und Galle ist doch, wie Paul Werner in Minna von Barnhelm sagt, mit das Beste, was wir haben. — Wenn man vollends Lessing's Herz dabei verdächtig zu machen suchte, so ist das wahrhaft lächerlich, wo nicht noch mehr. Haben denn nur die Schildkrötennaturen ein Herz, die nie aus der Fassung kommen, und Dünkel, Hochmuth und Grobheit eben so ruhig hinunter schlucken, als ob sie ein Glas

Wasser tränken? Und was heißt das, eine Sache mit dem Mantel der christlichen Liebe decken? Es giebt Verletzungen der Ehre und des guten Namens, die zu bedecken der Mantel der christlichen Liebe, so weit er ist, nicht ausreicht. Ja, es möchte sogar weder menschlich noch christlich sein, darüber nicht aufgeregt zu werden.]

Den antiquarischen Briefen verdankt Lessing zum Theil seinen Ruf nach Wolfenbüttel. Der Professor Ebert las dem damaligen Erbprinzen von Braunschweig, dem Helden des siebenjährigen Krieges, einige Lessing'sche Briefe vor. Der geistvolle Fürst fand Geschmack daran und Lessing erhielt durch seinen Braunschweiger Freund den Wink, vor seiner beabsichtigten Reise nach Italien auf einige Zeit nach Braunschweig zu kommen, und sich von ihm dem Erbprinzen vorstellen zu lassen, der seine nähere Bekanntschaft wünsche und ihm die Bibliothekarstelle in Wolfenbüttel zugedacht habe. Der Eingeladene folgte dem Winke. Im November 1769 reiste er von

Hamburg ab, und Ausgang Decembers kam er wieder zurück. Ueber die Art seiner Aufnahme und den Erfolg derselben mag er selbst sprechen.

„Eigentlich ist es," schrieb er seinem Vater, „der Erbprinz, der mich hierher gebracht. Er ließ mich auf die gnädigste Art zu sich einladen, und ihm allein habe ich es zu danken, daß die Stelle des Bibliothekars, welche gar nicht leer war, für mich eigentlich leer gemacht ward. Auch der regierende Herzog hat mir hierauf alle Gnade erwiesen, deren ich mich von dem gesammten Hause zu rühmen habe, welches aus den leutseligsten und besten Personen von der Welt besteht. Ich bin indeß der Mensch nicht, der sich zu ihnen drängen sollte: vielmehr suche ich mich von allem, was Hof heißt, so viel als möglich zu entfernen, und mich lediglich in den Cirkel meiner Bibliothek einzuschränken."

„Die Stelle selbst ist so, als ob sie von jeher für mich gemacht wäre, und ich habe es um so viel weniger zu bedauern, daß ich bisher

alle andere Anträge von der Hand gewiesen. Sie ist auch einträglich genug, daß ich gemächlich davon leben kann. Das allerbeste aber dabei ist die Bibliothek, die Ihnen schon dem Ruhme nach bekannt sein muß, die ich aber noch weit vortrefflicher gefunden habe, als ich mir sie jemals eingebildet hatte. — — Ich wünschte in meinem Leben noch das Vergnügen zu haben, Sie hier herumführen zu können, da ich weiß, was für ein großer Liebhaber und Kenner Sie von allen Arten von Büchern sind."

„Eigentliche Amtsgeschäfte habe ich dabei nicht, als die ich mir selbst machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Prinz mehr darauf gesehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen soll. Indeß werde ich beides zu verbinden suchen: oder, eigentlich zu reden, folgt schon eines aus dem andern."

Niemand wurde durch diesen Ruf mehr erfreut, als der Vater. Er erkannte ihn ehrenvoll, den Kenntnissen und Talenten des Sohnes angemessen, und seiner gelehrten Thätigkeit

würdig. Dieser fand sich nicht minder auf seiner rechten Stelle. Nicht einmal seiner Lieblingsidee, nach Italien zu gehen und die Schätze des Alterthums weiter zu studiren, war sie entgegen. Die Ausführung derselben ward ihm von seinem Hofe verheißen, und sein Wunsch später auch erfüllt.

1770 übernahm er das ihm anvertraute Amt. Wie er es verwaltet, wie fruchtbar für die Literatur, aber wie es sein Leben in mancher Rücksicht auch verbitterte, davon weiter unten! Jetzt einige Blicke auf sein häusliches und bürgerliches Leben.

[Das Glück des ersten machte, sobald er sich in den Stand sahe, den Wunsch seines Herzens zu befriedigen, seine eheliche Verbindung mit der Wittwe König, deren Bekanntschaft er in Hamburg gemacht hatte; einer Frau, eben so anziehend durch Geist und Herz, als durch die mit ihrer zarten und feinen Weiblichkeit verbundene männliche Entschlossenheit. Sie war eine so zärtliche Mutter, daß selbst ihre Liebe für Lessing mehr auf dem Glücke

ihrer Kinder, als ihrem eignen beruhte. Wie würdig sie der Wahl dieses Mannes war, wie sich dieselbe mehr auf Achtung, Anerkennung und herzliche Anhänglichkeit, als auf leidenschaftliche Liebe gründete, legt der gedruckte Briefwechsel mit ihr klar genug an den Tag. Wie viel sie ihm wurde, beweist sein Schmerz, als er sie, nach dem kurzen Zeitraume von zwei Jahren, in einem schweren Wochenbette verlor. Tief und eindringlich giebt sich dieser Schmerz in den Briefen an den Bruder und an seine Freunde kund. Unwillkührlich macht das volle Herz sich hier Luft. Nicht, als ob der Edle sich seines Schmerzes geschämt hätte; nur übermannen sollte er ihn nicht, nur zur Schau wollte er ihn nicht tragen. Auch ist wahre Betrübniß nie wortreich; wer über seinen Schmerz viel spricht, überredet sich mehr, ihn zu empfinden, als daß er ihn wirklich empfände. Wenn dieser Leidtragende von seiner geliebten Frau, am Tage ihrer Entbindung, seinem Freunde Eschenburg schreibt: „Noch ist wenig Hoffnung, daß

ich sie behalten werde. Ich wollte es auch einmal gut haben, wie andere Menschen, aber es ist mir schlecht bekommen;“ wenn er eben diesem Freunde ihren Tod mit den Worten meldet: „Meine Frau ist todt. Die Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß viele dergleichen Erfahrungen mir nicht mehr übrig sein können, und bin ganz leicht;“ und nach dem Tage ihrer Beerdigung: „Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in der Gesellschaft dieser Frau zu durchleben, wie gern wollte ich es thun! Aber das geht nicht; ich muß wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln;“ oder seinem Bruder erklärt: „Wenn du sie gekannt hättest! Aber man sagt, es sei nichts, als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage weiter nichts von ihr. Aber, wenn du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nicht wieder so sehen, als unser Moses mich gesehen hat, so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden;“ — Wer erkennt nicht in jedem

Worte den wahren Ausdruck des Schmerzes? Mit gesenktem Blicke steht der Leidende am Grabe der Eingebüßten, der hervorstürzenden Thräne nicht wehrend, aber schnell sie trocknend und von ihrem Grabeshügel wegeilend.

Was diesen Schmerz noch lebhafter bezeichnet, ist der Witz, hinter den er sich versteckt. Schon Diderot hat die sinnige Bemerkung gemacht, daß der höchste Schmerz sich oft in Witzworten aussprudelt. Jeder aufmerksame Beobachter wird von der Wahrheit dieser Bemerkung eine oder die andere Erfahrung gemacht haben. Nur dem, der sie nicht machte, kann es unwahr, sogar unzart scheineu, wenn Lessing's Schmerz auch über den verlornen Sohn *) sich in den Worten ausspricht: „Meine Vaterfreude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! denn er hatte Verstand, so viel Verstand! Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater

*) Er starb bald nach seiner Geburt.

gemacht haben. Ich weiß, was ich sage. War es nicht Verstand, daß man ihn mit Zangen auf die Welt ziehen mußte, daß er so bald Unrath merkte? War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? Freilich zieht mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort." Ich gestehe, daß dieser — sit venia verbo! — Schmerzwitz mich immer sonderbar ergreift, so oft ich ihn lese. Mir ist, als stände in keiner seiner Klagen das tiefe Gefühl seines Verlustes so lebendig vor mir, als in ihm; und es sollte mir weh thun, wenn irgend Jemand in diesem Geständnisse etwas Verkehrtes oder Gesuchtes fände.

Den durch Thränen sich erleichternden Schmerz in allen Ehren! Aber man schelte auch den in bittern Witz sich ausströmenden nicht herz- und gemüthlos. Gerade, weil sein Pfeil das Herz recht tief durchdrungen hat, entladet sich die brennende Wunde ihrer Schärfe. Wer je in seinem Leben einen recht großen Schmerz empfunden hat, wird an sich selbst

erprobt haben, daß der Schmerz, je durchgreifender er unser Herz zusammendrückt, wenn er zu Worten kommt, sich um so epigrammatischer in ihnen beurkundet.]

Was Lessing's bürgerliches Leben in Wolfenbüttel betrifft, so fühlte er sich, nachdem er seinen Trieb, sich in seinem neuen Berufe einzuhausen (orientiren) befriedigt hatte, bald zu einsam. Die würdigen Männer, die er dort fand, die Geheime-Räthe von Praun und von Hoym, der damalige Kammerherr von Döring, Rektor Heusinger, Professor Leiste, Abt Häseler und der junge Jerusalem, wie sein Arzt, der Dr. Topp, lebten theils ihren Berufsgeschäften, theils studirten sie fleißig für sich. So war der Umgang mit ihnen sehr beschränkt, und das unbefriedigte Bedürfniß des gesellschaftlichen Lebens, der geselligen Zerstreuungen drückten ihn sehr. Daher war er nicht selten ganze Wochen in Braunschweig, ohne sich eigentlich zu beschäftigen. Es war nun einmal seine Art, eine Zeitlang ohne Unterbrechung zu arbeiten, und dann wie-

der Wochen und Monate lang nichts zu thun, nämlich nichts zu schreiben, nur zu denken und einzusammeln. Dann pflegte er bloß der gesellschaftlichen Unterhaltungen mit Ebert, Eschenburg, Schmidt, Zachariä; mit dem Kammerherrn von Kuntsch, dem Grafen Marschall, dem General von Warnstedt, Hofmeister des Prinzen Leopold, und Leisewitz. Zu der Bekanntschaft mit dem letzten gab das Trauerspiel, Julius von Tarent, Veranlassung, das seinen ganzen Beifall erhielt. Erst nach seiner Verheirathung vermißte er den Umgang mit seinen Freunden weniger, kam seltener nach Braunschweig und ging in Wolfenbüttel nur wenig aus. Ein neuer Beweis, wie viel ihm seine Lebensgefährtinn galt, wie reich an Genuß ihm ihre Nähe war.

Seine erste literarische Thätigkeit zu Wolfenbüttel bezog sich auf die ihm anvertraute Bibliothek. Eine theologisch-literarisch sehr bedeutende, bisher völlig unbekannt geliebene Handschrift ward von ihm aufgefunden: Berengarius von Tours Widerlegung der Schrift

des Lanfrankus von der Transsubstantiation. Diese Handschrift erläuterte nicht nur die gegen Berengarius im eilften Jahrhunderte gehaltene Kirchenversammlungen, sondern enthielt zugleich die unleugbarsten Beweise, daß Berengarius vollkommen den Lehrbegriff Luther's vom Abendmahl gehabt habe. Lessing hatte über diesen Fund große Freude und kündigte ihn triumphirend seinem Vater an, mit der Verheißung der öffentlichen Bekanntmachung desselben. Der Vater aber starb, ehe der Sohn ihm Wort halten konnte.

In der theologischen Welt machte diese aus der Verborgenheit ans Licht gezogene Schrift großes Aufsehn. Ernesti in Leipzig ertheilte ihr den entschiedensten Beifall und erkannte den Herausgeber sogar des theologischen Doktorhuts würdig; noch mehr, er stellte ihn in seinen Vorlesungen als ein Beispiel dar, daß, wer die Humaniora gründlich verstehe, alles in der Welt mit Ehren behandeln könne. Die nächstfolgenden Mittheilungen aus den Schätzen der Wolfenbüttelschen Bibliothek wa-

ren, außer mehreren antiquarischen und philologischen Aufsätzen, Leibnitzens Abhandlung von den Höllenstrafen und seine Antwort auf des Wissowatius Einwürfe gegen die Dreieinigkeit. Das Merkwürdigste unter ihnen aber war wohl, wegen seines späteren Erfolgs, das Fragment von der Duldung der Deisten.

Schon im Jahre 1770 vollendete er sein Trauerspiel Emilia Galotti. Der Entwurf dazu ist, wie bereits gemeldet worden, einer seiner ältesten. Aber er blieb nicht derselbe. Der alterthümliche Geschichtstoff ward in eine neuere Zeit, in ganz andere Umgebungen verlegt, und die darin handelnden Personen noch mit der Gräfinn Orsina vermehrt, die, laut Nikolai's Zeugnisse, anfangs nicht vorhanden war. Das Stück kam am 13. März 1772, dem Geburtstage der verwittweten Herzoginn zu Braunschweig, zum ersten Male auf die Bühne. Der Dichter, befürchtend, daß Döbbelin, der damalige Vorsteher des dortigen Theaters, damit anstößig werden könnte,

sandte dem regierenden Herzoge die bereits davon abgedruckten Bogen, sich durch ihn der Genehmigung der Vorstellung zu versichern. Er konnte ihm aber nur die Bogen bis in den vierten Akt vorlegen. „Indeß,“ schrieb er, „werden auch schon diese hinreichen, einen Begriff von dem Ganzen zu machen, welches weiter nichts, als die alte römische Geschichte der Virginia in einer modernen Einkleidung sein soll.“

„Ich weiß nicht,“ fügte er hinzu, „ob es überhaupt schicklich ist, an einem so erfreulichen Tage eben ein Trauerspiel aufzuführen; noch weniger weiß ich, ob Euer Durchlaucht an diesem Tage nicht ganz etwas anderes zu sehen wünschen könnten. Sollte dieses sein, so ist es zu einer Abänderung noch immer Zeit; und falls Euer Durchlaucht dem Döbbelin nicht unmittelbar Dero Willensmeinung darüber wissen zu lassen geruhen wollen: so erwarte ich nur einen Wink, um unter irgend einem leicht zu findenden Vorwande die Aufführung dieses neuen Stückes zu hintertreiben.“

Die Genehmigung erfolgte ohne Schwierigkeit. Dennoch wäre beinahe die Aufführung gehindert worden, oder noch etwas Schlimmeres für Lessing geschehen. Der Tag kam immer näher und noch fehlten die letzten Auftritte des Trauerspieles, welches in Berlin gedruckt wurde. Döbbelin drohte, sie aus seinem Kopfe zu ergänzen. Das abzuwenden, mußte Lessing sein Werk fördern. Es ward vollendet und am Tage der Aufführurg ein Abdruck davon durch Zachariä der Herzoginn Wittwe überreicht. Berlin, Wien, Hamburg und andere große deutsche Städte nahmen es mit Beifall auf; es ward klug und albern, scharfsinnig und aberwitzig, anerkennend und hämisch beurtheilt. Lessing, der am besten wußte, was an seinen Werken gut oder fehlerhaft war, schwieg zu dem einen, wie zu dem andern.

[Bittere Tage bereitete ihm die Mittheilung der berüchtigten Fragmente. Was mußte er nicht dafür von sich sagen lassen! Der ungenannte Verfasser, wie er, der Bekanntmacher, wurden nichts Geringeren beschuldigt,

als der Entheiligung der Bibel, der Verlästerung der heiligen Männer, die sie geschrieben, ja des Umsturzes des Christenthums. Dennoch äußerte der erste nur geschichtliche Zweifel gegen die heiligen Urschriften, bestritt nur einige der in ihr erzählten Wunder und Zeichen; und der letzte förderte sie in die Welt zur Prüfung, zur Wiederbestreitung, zum Gegenkampfe. Er fand sie triftiger, als alles, was bisher in dieser Art hervorgebracht worden, und in dem Ungenannten, der sie hervorgebracht, einen so offenen, Wahrheit suchenden Sinn, daß selbst seine Irrthümer und Fehlgriffe wohl Achtung verdienten. Er empfahl sie auf keine Weise als unwiderlegbare Wahrheit, denn er selbst schlug mehrere derselben nieder, sondern nur als Behauptungen, die einer gründlichen Untersuchung, eines ihnen gewachsenen Bestreitens wohl werth wären. Er bekannte sogar ohne Hehl, daß, wenn diese Zweifel auch nicht völlig und durchaus niedergeschlagen würden, die innere Wahrheit des Christenthums dennoch

nicht im mindesten gefährdet werden würde. Wo zeigt er die ihm angeschuldigte Feindseligkeit gegen die Lehre Christi, er, der nur ihre Vernunftmäßigkeit aufrecht zu erhalten wünschte? Sollte denn, selbst nach dem Willen ihres Stifters, sie nicht geprüft und nach dieser Prüfung als wahr erkannt werden? Wie aber kann sie denn anders geprüft und untersucht werden, als mit dem Lichte des Verstandes? „Wer den Willen dessen thut, deß, der mich gesandt hat," sagt Christus, „der wird erfahren, daß meine Lehre von Gott sei." Muß aber dieser Wille Gottes dem, der ihn thun soll, nicht erst einleuchtend werden, für ihn auch bestehen gegen Anfechtung und Zweifel? Und muß er nicht um so unerschütterlicher als göttlich sich beurkunden, wenn auch die scheinbar unwiderleglichsten, dagegen aufgestellten Widersprüche, das lebendige Wort, das durch Christus auf uns gekommen ist, nicht untergraben, den Geist seines Evangeliums nicht wegstreiten können?? Woraus will man erweisen, daß Lessing und sein

Ungenannter die Lehre Christi habe angreifen wollen? Gegen die sogenannte christliche Dogmatik nur warf er zum Theil den Fehdehandschuh hin, und nur da, wo er sie nicht in dem Evangelium des Stifters fand. Hielt er nicht auch diese, wo er ihre Haltbarkeit erschaute, aufrecht gegen die Neutheologen, die nur niederrissen, ohne aufzubauen? Wie wenig er mit den Dogmenaufräumen im Geiste Bahrdt's und seiner Helfershelfer zufrieden war, hat er oft und bestimmt erklärt.]

[So groß nun auch das Geschrei gegen den Fragmentisten und seinen literarischen Vormund von allen Seiten her war, so laut der Zeterruf: „Feuer, Feuer!" von Doktoren, Senioren und Pastoren, nahe und fern, die Sturmglocke zog; die Herausgabe der beschrieenen und verlästerten Schrift bestand mit Braunschweigischer Censur ungehindert. Was Lessing bezweckte, gründliche Prüfung und besonnene Widerlegung, erfolgte auf keine Weise. Der Fragmentist ward entweder kahl oder höhnend abgefertigt, oder giftig verlästert und ver-

ketzert. Das mußte nun freilich seinen Herausgeber in den Harnisch jagen. Recht und Billigkeit forderten ihn auf, für den Verhöhnten und Verlästerten in den Kampf zu treten. Er that es nun freilich mit Waffen, denen die Schreier nicht gewachsen waren: mit tiefer Ergründung, und mit einem Aufwande von Witz, der ihre Armseligkeit noch bloßer machte. Daß Lessing seinem Spotte, seiner epigrammatischen Laune wohl hier und da ein wenig zu sehr den Zügel schießen ließ, ist nicht zu leugnen; aber er that es doch nur dann, wenn Ernst, Scharfsinn und Zurechtweisung an taube Ohren schlugen, und seinen Gründen Seichtheit und leeres Wörtergewäsch entgegengesetzt wurde.]

Daß er endlich für den fernern Abdruck dieser Fragmente und seiner Streitschriften die Braunschweigische Censur verlor ist bekannt. Dahin wäre es schwerlich gekommen, wenn der durch seinen Pastoralstolz gereitzte, und durch sein, wie er glaubte, rechtgläubiges Lutherthum aufgeregte Hamburger Senior sich nicht

mit einer wahren Verfolgungswuth unter die Streiter gemischt hätte. Des Seniors Pastoralstolz reitzte eine nicht beantwortete Frage an den Bibliothekar, eine in dem Wolfenbüttelschen Bücherschatze befindliche Bibelausgabe betreffend. Er wurde ersucht, eine auf einem Zettel bemerkte Stelle gegen einander zu halten, und, wenn sie zur seinigen stimmte, das bloße Wort: concordat, darunter zu schreiben. Daß Lessing eine so kleine Gefälligkeit aufschob oder versäumte, war allerdings eine Unart, doch sicher eine unwillkührliche. Göze aber nahm es ernstlich. Er beklagte sich öffentlich in der schwarzen Zeitung über den berühmten Bibliothekar einer berühmten Bibliothek, und rühmte dafür die Höflichkeit eines berühmten Geistlichen, des Generalsuperintendenten Knittel zu Wolfenbüttel, der ihm schon mit der umgehenden Post Auskunft gegeben. Lessing las, wollte sich schriftlich gegen den Beleidigten entschuldigen und vergaß auch das. Der gekränkte Pastor aber vergaß nicht und die schwarze Zeitung ward nun auch der Kampf

und Tummelplatz wieder die Fragmente und ihren Herausgeber.

[Noch schlimmer bekamen dem Bibliothekar die Befehdungen des Gözeschen rechtgläubigen Lutherthums; die Erweise, daß er theils den großen Kirchenverbesserer nicht überall verstanden, theils ganz gegen den Geist seiner Neugestaltung der christlichen Kirche handle, wenn er gegen weitere Prüfung, gegen Fortschreiten in christlicher Erkenntniß sich zur Wehr setze; daß Luther nicht ein Lutherthum, sondern ein Forschthum mit dem Losreißen vom Pabstthume habe gründen wollen. Göze aber wollte das Feststehen des Lutherthums, wie er es erkannte. Nun schlug er die Lermtrommel und zog die Sturmglocke, daß die ganze christliche Welt in Aufruhr gerathen mußte. Da nahm der Streit eine Wendung die er freilich besser nicht genommen hätte. Lessing schrieb seinen Antigöze, der das Götzthum des Seniors gewaltig rüttelte, wenn nicht gar zu Boden warf. Dennoch würden die ersten eilf Stücke ruhig in Braunschweig

fortgedruckt. Nur, als Lessing immer riesenhafter seinen Widerkämpfer aus dem theologischen Sattel hob, trat die Braunschweigische Regierung mit Versagung der bisher bestandenen Censurfreiheit dazwischen.]

Die Waisenhausbuchhandlung in Braunschweig erhielt 1778, am 6. Juli, den Befehl, nicht das Geringste mehr von Lessing zum Druck anzunehmen, es sei denn die Handschrift zuvor an das Ministerium eingesandt und von demselben gebilligt worden. Was etwa wirklich unter der Presse wäre, sollte nicht ausgegeben; dagegen ein genaues Verzeichniß von den vorräthigen Abdrücken des dritten und vierten Theils der Beiträge und der darauf sich beziehenden Stücke, nebst einer Note über den Betrag dessen, was bisher daraus gelöset worden, eingereicht und kein Abdruck mehr davon verkauft werden. Auch wurde Lessing in diesem Fürstlichen Bescheide beschuldigt, daß er die der Censurfreiheit beigefügte Bedingung, nichts drucken zu lassen, was

die guten Sitten und die Religion beleidigen könne, muthwillig übertreten habe.

Der Beschuldigte antwortete darauf: „Er glaube, nicht gegen die ihm vorgeschriebene Bedingung gesündigt zu haben. Es wäre ja von jeher erlaubt gewesen, die Einwürfe der Ungläubigen gegen die Religion bekannt zu machen, damit man den Rechtgläubigen Gelegenheit verschaffe, sie beantworten zu können, und unser Glaube nicht den Vorwurf erhalte, daß man irgend etwas, was dagegen gesagt werde, unterdrücke. Er würde eher die ganze Herausgabe seiner Beiträge aufgegeben, als sich einer so unchristlichen Einschränkung unterworfen haben, die dem regierenden Herzoge gar nicht ähnlich sehe. Er selbst habe ja die Fragmente mit einer Widerlegung begleitet, die von unverdächtigen lutherischen Theologen mehr gelobt worden, als ihm die Bescheidenheit nachzusagen zulasse. — Er werde aber dessenungeachtet gehorchen und von den Fragmenten nichts mehr drucken lassen, ehe er es nicht einem Fürstlichen Ministerium zur Untersuchung vor-

gelegt; doch hoffe er, daß Es der Waisenhausbuchhandlung bedeuten werde, unter das Verbot der Fragmente nicht seine Antigözeschen Blätter mitzurechnen; denn diese bitte er, nach wie vor, ohne Censur in dem Verlage derselben drucken lassen zu dürfen. Er wäre in diesem Streite der angegriffene Theil. Das Bitterste, was er gegen Göze bisher vorgebracht, wären Höflichkeiten gegen das, womit Göze ihn beleidigt; und der ganze Streit habe auf die christliche Religion keinen Einfluß."

[Dem war nun, die Sache ohne Vorurtheil angesehen, wirklich so. Lessing bestritt in seinem Antigöze nicht das Christenthum, sondern, wie schon bemerkt worden, des Hamburger Senior Götzthum; und wie unchristlich, Feuer und Schwert predigend, Göze seinen Streit führte, lag klar genug am Tage.] Dessenungeachtet erfolgte auf diese Verantwortung am 13. Juli der vom Herzoge, auf Zureden seines Ministers, unterzeichnete Befehl: die Handschrift des Ungenannten, nebst den

etwa daraus genommenen Abschriften, binnen acht Tagen unfehlbar einzuschicken, und sich aller ferneren Bekanntmachungen dieser Fragmente und anderer ähnlichen Schriften, bei Vermeidung schwerer Ungnade, zu enthalten. Auch sei seine Lossprechung von der Censur hiermit aufgehoben und die Urkunde davon von ihm zurückzuliefern.

Diesem Befehle fügte sich Lessing ungesäumt. Die Urkunde von der verstatteten Censurfreiheit sandte er zurück, und mit ihr die gefoderte Handschrift, nur in besserer Ordnung, als er sie gefunden. Einige daran fehlende Bogen waren in den Händen des Erbprinzen. Um sich über die Entfernung der Handschrift aus der Bibliothek rechtfertigen (legitimiren) zu können, bat er um einen Empfangschein. Zugleich zeigte er an, daß der kleine Theil des in der Bibliothek gestandenen ersten Entwurfs bereits in mehreren Abschriften vorhanden sei, und von Hand zu Hand gehe. Käme also das ganze Werk ans Licht, wozu die zu Wolfenbütte eingeleitete Einziehung einiger Stücke

desselben leicht Gelegenheit geben könne, so möge man ihn außer Verdacht lassen.

Es blieb aber unbeschränkt bei dem einmal erlassenen Verbote, ohne Vorwissen des Ministeriums auch außerhalb nichts drucken zu lassen. — Die fernere Bekanntmachung der Fragmente unterblieb, und der fernere Streit darüber mit Göze erreichte bald darauf auch sein Ende.

Der für Lessing so unangenehme Ausgang eines Unternehmens, in dem es ihm nur, wie immer, um Wahrheit zu thun war, trieb ihn wieder auf das freie Feld des Theaters zurück. Sein Nathan der Weise entstand, dieses herrliche Lobgedicht auf die Vorsehung, wie es Moses Mendelssohn nannte. Lessin'gs erstem Entwurfe nach sollte es noch von einem Nachspiele: der Derwisch, begleitet werden, welches auf eine neue Art den Faden einer Zwischenfabel (Episode) des Stückes wieder aufnahm und zu Stande brachte. Noch sollten verschiegene Erläuterungen und eine Abhandlung über die dramatischen Abtheilungs-

zeichen (Interpunktion) hinzugefügt werden. Eine Krankheit hinderte ihn daran. Von der Vorrede fanden sich nur zwei Blätter unter seinem Nachlasse. Auf einem derselben stand:

„Es ist allerdings wahr, und ich habe es keinem meiner Freunde verhehlt, daß ich den ersten Gedanken zum Nathan im Dekameron des Boccaz gefunden. Allerdings ist die dritte Novelle des ersten Buches dieser so reichen Quelle theatralischer Produkte der Keim, aus dem sich Nathan bei mir entwickelt hat. Aber nicht erst jetzt, wohl aber nach der Streitigkeit, in welche man einen Layen, wie mich, nicht bei den Haaren hätte ziehen sollen. Ich erinnere dieses gleich anfangs, damit meine Leser nicht mehr Anspielungen suchen mögen, als deren noch die letzte Hand hineinzubringen im Stande war. — Nathan's Gesinnung gegen alle positive Religionen ist von jeher die meinige gewesen. Aber hier ist nicht der Ort, sie zu rechtfertigen."

Das andere Blatt enthielt Folgendes: „Wenn man sagen wird, dieses Stück lehre,

daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volk Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten, und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblickt: so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben. — Denn beides kann auch ein Mensch lehren und zur Absicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwirft. Mich als einen solchen zu stellen, bin ich nicht verschlagen genug; doch dreist genug, mich als einen solchen nicht zu verstellen. Wenn man aber sagen wird, daß ich wider die poetische Schicklichkeit gehandelt und jenerlei Leute unter Juden und Muselmännern wolle gefunden haben: so werde ich zu bedenken geben, daß Juden und Muselmännern damals die einzigen Gelehrten waren; daß der Nachtheil, welchen geoffenbarte Religionen dem menschlichen Geschlechte bringen,

zu keiner Zeit einem vernünftigen Manne müsse auffallender gewesen sein, als zu den Zeiten der Kreuzzüge, und daß es an Winken bei den Geschichtschreibern nicht fehlt, ein solcher vernünftiger Mann habe sich nun eben in einem Sultane gefunden. — — Wenn man endlich sagen wird, daß ein Stück von so eigener Tendenz nicht reich genug an eigener Schönheit sei: — so werde ich schweigen, aber mich nicht schämen. Ich bin mir eines Zieles bewußt, unter dem man auch noch viel weiter mit allen Ehren bleiben kann. — — Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt werden wird."

[Lessing's Aeußerungen gegen den Glauben an geoffenbarte Religionen können leicht anstößiger scheinen, als sie es sind. Er verwarf, wie seine, dem Nathan folgende herrliche Schrift: die Erziehung des Menschengeschlechtes, beweist, den Glauben an eine Gottoffenbarung auf keine Weise; er

dachte sie sich nur in einem geistigern Sinne, als in dem buchstäblich gebräuchlichen. Der Wahn, daß irgend eine Religion das Vorrecht habe, allein selig zu machen, schien ihm einer Gottesoffenbarung in seinem Sinne geradezu entgegen. Gegen diese positive Religionskunde stand er auf. Ihm war Offenbarung Erziehung des Menschengeschlechtes durch die Gottheit, die es aber unmöglich von ihrem Ziele, der immer höhern Entwickelung des Menschengeschlechts, durch einen solchen Glaubens-Zwiespalt wegerziehen kann. Man kann diese Ansicht Lessing's von Offenbarung für unkirchlich erklären, daß sie aber auch unchristlich sei, möchte ich wenigstens nicht behaupten.]

Noch vor Beendigung des Nathan bekam Lessing die Semlersche Beantwortung der Fragmente in die Hände, und ward dadurch wieder in die theologischen Streitigkeiten hineingezogen. Jede heitere Stunde, die ihm seine Kränklichkeit ließ, widmete er der Lesung seiner theologischen Gegner. Er entwarf Briefe

an verschiedene Theologen, die an seinen theologischen Streitigkeiten Theil genommen. Der Anfang davon findet sich im theologischen Nachlasse.

Vor diesem Zeitabschnitte trug sich mancherlei mit ihm zu, dessen hier gedacht werden muß. 1773 ließ ihn der Erbprinz von Braunschweig aus eigener Bewegung zu sich berufen. Der regierende Herzog wünschte, Lessing möchte die Geschichte und Rechte des Fürstlichen Hauses bearbeiten. Probst Lichtenstein zu Helmstädt, der bisher in diesem Fache gearbeitet, war verstorben. Ein willkommner Antrag! Der Erbprinz freute sich über seine Bereitwilligkeit. Die Sache wurde richtig. Lessing wollte dem Erbprinzen Bericht abstatten, fand ihn aber beschäftigt, und erhielt die Weisung: er werde in einem der nächsten Tage zu ihm berufen werden. Ein halbes Jahr lang legte Lessing alles beiseite, nur sich auf seine künftige Bestimmung vorbereitend. Aber er ward nicht wieder zu dem Erbprinzen berufen, kein Ja, kein Nein erfolgte.

Lessing fühlte sich bitter gekränkt. Er glaubte sich kalt behandelt, zurückgesetzt; sein Aufenthalt in Wolfenbüttel drückte ihn. Er ging auf vierzehn Tage nach Berlin.

Es ward ihm dort eine Anstellung geboten. Er konnte über sie zu keinem rechten Entschusse kommen. Der Kaiserliche Gesandte beredete ihn zu einer Reise nach Wien. Er nahm die Aufforderung an und erhielt mehrere Empfehlungsbriefe. Ueber Dresden und Prag kam er nach Wien. Eine schmeichelhafte Aufnahme, sehr wahrscheinliche Vorspiegelungen, hier sein Glück machen zu können, machten seinen Aufenthalt dort angenehm. Zu eben der Zeit traf Prinz Leopold von Braunschweig, der eine Reise nach Italien machen wollte daselbst ein. Lessing wurde sein Begleiter. Nach acht Monaten kehrten der Prinz und er wieder nach Deutschland zurück. Ein Tagebuch über diese Reise hat sich aus seinen Papieren zusammengefunden und ist vollständig seinen Schriften einverleibt worden.

Maria Theresia beehrte ihn mit einer

Unterredung. Die Antwort, die er ihr auf die Frage: wie er mit Wien, den öffentlichen Anstalten daselbst, dem Theater, den Gelehrten und ihren Verdiensten um die deutsche Literatur zufrieden sei, bestand, seiner Wahrheitsliebe und der Weltklugheit gemäß, in allgemein beifälligen Ausdrücken und der Entschuldigung, daß er sich bei einem so kurzen Aufenthalte nicht anmaßen dürfe, darüber zu entscheiden. Theresia erwiederte: „Ich glaube, Ihn zu verstehen. Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmacke nicht recht fort will. Sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsichten und Kräfte erlaubten. Aber oft denke ich, ich sei nur ein Frauenzimmer; und eine Frau kann in solchen Dingen nicht viel ausrichten."

[Wahr und würdig spricht sich Maria Theresia in diesen Worten aus, und ganz in ihrem Charakter. Wer ihr jemals nahe zu treten, das Glück hatte, wird das erkennen. Ihr Verstand war gar nicht so befangen von religiösen Vorurtheilen, als man ihr wohl Schuld

giebt. Ketzer, oder in ihren Augen rechtgläubig, galt ihr gleich, dem Talente, dem Geiste, der Rechtlichkeit gegenüber; nicht einmal Hang zur Glaubenswerberei war in ihr herrschend. Lessing hatte ihr so gefallen, daß sie ihm ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben an den Grafen von Fermian in Mailand auf seine italienische Reise mitgab.]

1776 ward er in Dresden dem Churfürsten vorgestellt und gnädig aufgenommen. Sogar Aussichten auf eine Anstellung in seinem Vaterlande erhielt er, falls er seine jetzige einmal verlassen sollte. Eben so glücklich war er an dem Braunschweiger Hofe. Der Erbprinz beehrte ihn mit seinem unveränderten Wohlwollen, und eine schöne, heitere Zukunft lag vor ihm.

Noch einmal sollte er in den ihm ziemlich widerwärtig gewordenen Wirkungskreis für das Theater gezogen werden. Durch den 1776 in Deutschland umherreisenden Mannheimer Buchhändler Schwan erhielt er den Beurkundebrief (das Diplom) eines ordentlichen Mitglie-

des der dasigen Akademie, verbunden mit dem Fürstlichen Anerbieten eines Gnadengehaltes von fünfhundert Thalern in Golde, wenn er an den Arbeiten der Akademie Theil nehmen, jährlich eine Abhandlung liefern, und, mit jedesmaliger Entschädigung der Reisekosten und dortigen Freihaltung, wenigstens alle zwei Jahre einmal einer öffentlichen Versammlung beiwohnen wolle. Des Theaters wurde dabei nicht gedacht. Das Anerbieten war ehrenvoll, vortheilhaft, nicht lästig verpflichtend; wie hätte er es nicht annehmen sollen? Der Anfrage bei seinem Fürsten, ob er es dürfe, ward nicht nur huldreiche Bewilligung, auch die Verheißung zum jedesmaligen Urlaube der ihm obliegenden Reisen, so oft es seine Geschäfte in des Herzogs Diensten verstatteten. Auch seines Fürstlichen Gönners, des Erbprinzen, Zustimmung erhielt er.

Nun erst ward ihm in einem Schreiben des pfälzischen Ministers von Hompesch kund, daß man auch auf seine Mitwirkung zur Aufnahme des Mannheimer Theaters rechne. Er

ward um eine baldige Hinreise nach Mannheim gebeten, wie um die Anwerbung tauglicher Schauspieler und Hinsendung derselben. Lessing zeigte hinsichtlich des letzten Auftrags nicht ungegründete Schwierigkeiten. Es wurde aber alles seinen Einsichten und den dabei einzugehenden Bedingungen überlassen. So mußte er sich fügen. Es lief mit den geworbenen Schauspielern indeß nicht so glücklich ab, als man hoffte; ein Theil gefiel nicht, ein anderer blieb sogar aus.

Bei seiner persönlichen Ankunft in Mannheim, im Januar 1777, fand Lessing, die Angelegenheit des Theaters betreffend, alles, wie er geahnet hatte. Das damalige Ministerium dachte über die Gründung eines Nationaltheaters in einem ganz andern Geiste, als er. Die ganze Mannheimer Bühnenverbesserung lief auf die reichere Füllung der Theaterkasse hinaus. Nur um größere Einnahme war es zu thun; Geld, Geld sollte gewonnen werden. Auf die Kunst, auf ihre Veredelung kam es wenig an, wenn nur

Parterre und Logen hübsch voll wurden. Deßwegen wollte die Oberaufsicht (Intendanz) auch berühmte Schauspieler. Ihre Kunsteinsicht (Intelligenz), ihre Kunstfähigkeiten wurden nicht sehr in Anschlag gebracht, wenn nur der Ruf, der Name ihnen voranging, und besonders die weiblichen Künstlerinnen sich durch eine hübsche Figur, ein niedliches Gesicht empfahlen. Ob sie in den Geist ihrer Rollen eindrangen, mimisch darstellten, darum bekümmerte man sich nicht. Für solche leere Zwecke, so unkünstlerische Ansichten mitwirken, konnte nun einem Dramaturgen, wie Lessing, nicht rühmlich scheinen; denn auch nur die Wirkung seines Namens, nicht sein leitender Geist war dabei berechnet.

Nicht besser stand es um die Akademie und ihre Pflege der Wissenschaften. Auch hier galt es nur, ihr durch Lessing's Zutritt einen größern Ruf zu verschaffen, ihre wissenschaftliche Erhebung durch Lessing war ein Zweck nebenher. Durch die Verhandlungen mit ihm wurde dies bald klar. Man darf nur sei-

nen und des Ministers von Hompesch Briefwechsel lesen, um zu begreifen, wie sehr sich der große Deutsche in dem ihm gemachten glänzenden Anerbieten getäuscht sahe; wie sehr er alle Lust verlieren mußte, hier weiter die Hand im Spiele zu haben. Die Sache ist indeß völlig verschollen und bleibt so am besten unberührt. Nur, daß die ganze Sache mit Theater und Akademie, sogar mit Verlust des versprochenen Gnadengehaltes von fünfhundert Thalern, zurückging, darf nicht verschwiegen werden; auch nicht das glänzende Geschenk eines schön vergoldeten, mit Leder überzogenen Kästchens, welches dreißig kupferne Münzen mit den Bildnissen der baierschen Herzoge von Ludewig bis Carl Theodor enthielt, das dem Reisenden auf den Weg gegeben wurde.

Von den Vorschlägen, die Lessing dem Minister zur Verbesserung des Mannheimer Theaters einreichte, möge hier nur Einiges, zur Prüfung und Anwendung für Fürstliche Bühnenaufseher, ausgehoben werden. Er schlug vor, „daß, von Seiten der Kunst und

Moral, die Aufsicht der deutschen Akademie anvertraut werden sollte. Zu dem Ende müsse sie erstens die neu herausgekommenen Stücke lesen und prüfen, und diejenigen davon vorschlagen, die der Aufführung am würdigsten wären; zweitens über die Sprache der Schauspieler wachen, und durch ihre Erinnerungen so viel wie möglich verhindern, daß weder üble Aussprache, noch grammatische Sprachfehler sich in dem Publikum verbreiteten. Es verstände sich, daß man ihr zu diesem Behufe eine eigene Loge im Theater einräume; drittens müsse die deutsche Gesellschaft zu dieser Absicht einen Ausschuß von sechs oder sieben Gliedern ernennen, der von jeder Vorstellung dasjenige vor sie brächte, was einer allgemeinen Berathschlagung würdig wäre."

[Der Nutzen der Ausführung dieses Vorschlages ist wohl unbestreitbar. Nur durch die Leitung solcher sach- und kunstverständigen Männer kann die Bildung einer wahrhaft deutschen Nationalbühne möglich werden. Ihnen nur, vorausgesetzt, daß sie zugleich un-

partheiische und unbefangene Männer sind, ist die richtige Beurtheilung dramatischer Kunstwerke anzuvertrauen, die, wenn sie bloß den Schauspielern zugetheilt wird, immer zweifelhaft bleibt, indem diese nur immer auf die Rollen sehen werden, die sie etwa zu übernehmen sich fähig fühlen. Nur von solchen Richtern läßt sich eine gerechte, unpartheiische, den Talenten der Spielenden angemessene Besetzung der Rollen hoffen. Was vollends die Richtigkeit der Aussprache, und die grammatikalische Regelmäßigkeit der vaterländischen Zunge betrifft, wer könnte darüber besser entscheiden, als Männer, die dies zu ihrem täglichen Studium machen? Dann nur würde das Ohr nicht so oft durch Sprachschnitzer und falsche Betonungen beleidigt werden; dann nur auf den Geist der mimischen Kunst, das Darstellen, gehalten, und das sich selbst Spielen, statt des Dichters Schöpfung vorzuführen, vermieden werden. Nur dieses ist reine Mimenkunst, jenes nur schale Komödianterei. Nur freilich

müssen Richter, die so leiten sollen, auch werkthätig (praktisch), nicht bloß wissenschaftlich (theoretisch) sich als tauglich dazu bewähren. Die bloße Regel thut es in der Kunst eben so wenig, wie, nach Luther's Ausspruche, das bloße Wasser in der Taufe.]

Nach dem Tode seiner vortrefflichen Frau ward Lessing's Leben immer unlustiger und unzufriedener mit der Welt, obgleich nicht unthätig. Theologie und Literatur beschäftigten ihn selbst noch während seines täglich schwächer werdenden Gesundheitzustandes. Sogar ging er im Jahre 1780 mit den Hamburger Theaterunternehmern einen Vertrag ein, ihnen von zwei neuen Schauspielen, die er jährlich zu verfertigen versprach, auf sechs Monate den alleinigen Gebrauch zu lassen. Als Ehrensold machte er sich für jedes Stück funfzig Louisd'or aus. Die Zeit der Verfertigung blieb in seiner Willkühr. Die bedungene Belohnung sollte gleich nach Einsendung eines vollendeten Werkes erfolgen. Aber es blieb, zum Nachtheile des Theaters, bloß beim Vertrage. Verstim-

mung und seine nach und nach gänzlich sinkende Gesundheit machten das Halten seines Versprechens ganz unmöglich. Um seine Lebensunlust zu mindern und sich zu zerstreuen, ging er darauf nach Brauschweig. Aber auch hier war er nicht mehr der alte. In den heitersten Cirkeln, den lautesten Unterhaltungen seiner Freunde, überfiel ihn ein unwiderstehlicher Trieb zum Schlummer, und, aus dem Schlafe aufgeregt, oder von selbst auffahrend, fragte er dann wohl: „Nun, was giebt's?" Auch in seinen vertrautesten Briefen dieser Zeit war diese Lebenslauigkeit und Gleichgültigkeit sichtbar. Muth und Hoffnung waren ihm verschwunden. Eine Reise nach Hamburg gab zwar einige Hoffnung körperlicher und geistiger Genesung, doch nicht lange. Das Uebel wuchs von Tage zu Tage. Er wurde äußerst engbrüstig, und war nicht im Stande, zwanzig Schritte zu gehen ohne zu ermüden. Seine Augen ermatteten, keine frohe Stunde erheiterte mehr sein Leben.

In der Braunschweiger Wintermesse 1781

hatte es abermals den Anschein zum Besserwerden. Neue Täuschung. „Am 3. Februar 1781," berichtet Leisewitz,*) „als er Abends in Gesellschaft gespeist hatte, kam er äußerst engbrüstig nach Hause; sogar die Sprache hatte er verloren. Doch wollte er durchaus zu keinem Arzt schicken, und befahl seinem Diener, ihn allein zu lassen und das Zimmer zu verschließen. Ungeachtet einer sehr schlechten Nacht war er doch am nächsten Morgen fest entschlossen, nach Wolfenbüttel zu fahren, das er wahrscheinlich nicht erreicht hätte. Nur mit Mühe brachte man ihn von diesem Entschlusse zurück, und beredete ihn, den Leibarzt Bruckmann kommen zu lassen. Dieser ließ ihm sogleich eine Ader schlagen und Zugpflaster legen. Beide Mittel hatten einen scheinbar guten Erfolg; er befand sich am nächsten Tage merklich wohler."

---

*) Göttingisches Magazin 2c. von Lichtenberg und Forster, zweiter Jahrgang, erstes Stück S. 147.

„Ruhig, gelassen, sogar munter zeigte er sich, war oft außer Bette, nahm Besuche an und ließ sich vorlesen. Den Tod sich bald näher, bald entfernter denkend, hoffte er dennoch nie auf seine gänzliche Genesung, gefaßt auf Leben oder Tod. — Sein ganzes Leben durch sich eines gesunden Schlafs erfreuend, und seiner gewiß, sobald er die Augen schloß; nie, nach seiner Versicherung, sich eines Traumes bewußt, war der Schlaf bis an sein Ende ihm ein wohlthätiges Geschenk der Natur. Auch wenn er den ganzen Tag geschlafen hatte, freute er sich auf die Nacht."

„Die Anfälle von Engbrüstigkeit kehrten indeß immer wieder. Umsonst waren dagegen die Bemühungen seiner ärztlichen Freunde. Am Abend des 15. Februars, als man ihn zu Bette brachte, überfiel ihn die Engbrüstigkeit so heftig, daß er nach wenigen Minuten, sich und seinen Freunden unvermuthet, den Geist aufgab."

Was man hier und da über seine letzten Tage gefabelt hat, lohnt nicht der Mühe, an-

geführt zu werden. Was man als gewiß behaupten kann, ist, daß Lessing starb, wie er sich in seinen Schriften kund gab, aufrichtig in Wort und That, frei von Schein und Heuchelei; gerechtfertigt vor sich und seinem Gewissen. Ist das nicht christlich, was will man denn sonst so nennen? Ach! allzu früh starb er für das Reich der Erkenntniß, der Kunst und Wissenschaft. Jeder, dem wie ihm die Förderung des Lichtes und der Wahrheit am Herzen liegt, wird, so oft ihm bei seinem Namen die Brust höher aufwallt, die Hand emporheben zu dem Wahlspruche: Gott, Vernunft und Wahrheit!

Wahrheit ist des Lebens Leben,
Nach ihr ringen, nach ihr streben,
Für sie wirken, für sie handeln,
In ihr athmen, in ihr wandeln,
Für sie Müh' und Kampf erneuen,
Für sie auch den Tod nicht scheuen:
Ist des Erdendaseins Weihe;
Nur durch Wahrheit sind wir Freie.*)

*) Gesänge der Religion, S. 37.

II.

Nähere Darstellung seines Lebens und Wirkens, als Schriftsteller und Mensch.

Wer ist der Mann, der, in der Hand den Bogen
Mit treffendem Geschoß,
Auf trug das Haupt, ob Pfeil' es rings umflogen,
Ein geistiger Koloß?

Der tiefer Kenntniß, tiefen Wissens Kronen
Um seine Schläfe schlang?
Und in des Lichts, der Wahrheit Regionen,
Nie rastend, weiter drang?

Du, Lessing, bist es, Herzog deutscher Geister,
Du, Luther's Wiederstrahl!
Wie er, voll Kraft; wie er der Sprache Meister,
Im Kampf für Wahrheit — Stahl! *)

*) Aus einem in einem fröhlichen Gesellschafts-kreise gesungenen Liede zum Preise deutscher Dichter.

So bewährt und begründet als Denker und Forscher, als Ringer um Licht und Klarheit, als Stifter und Anbauer einer ächt deutschen Literatur, steht er da, von welchem Standpunkte man ihn auch erblicke! Immer rüstig, kräftig, freisinnig und beharrlich, nur ein Ziel im Auge — Wahrheit! Das Streben nach ihr war ein Haupt- und Charakterzug seines schriftstellerischen Lebens und Wirkens; sie zu suchen und aufzufinden, ihm reiner, heiliger Ernst. In ihr lebte und webte er, um ihren nicht um seinen Sieg, war es ihm zu thun. Wo es für sie galt, kannte er nicht Furcht und Menschenscheu, achtete er nicht Verfolgung und der Verketzerung Bannstrahl. Es schreckte ihn nicht ab, daß ihr volles Licht sich hienieden nicht gewinnen lasse; den ernsten Willen, ihren Schleier zu lüften, so weit es dem Sohne des Staubes vergönnt ist, hielt er für den würdigsten Menschenberuf, und ihren Strahl in dem Spiegel der Erkenntniß aufzufassen, für den lautersten Gottesdienst. Von ihr getrie-

ben, wies er in Kunst und Wissenschaft überall auf das Höchste, welches allein sie ist im Reiche der Erkenntniß, wie der Sittlichkeit, im Gebiete des Heiligen, wie des Schönen. Daher ist, wo man ihm als Denker und Forscher begegnet, die Tiefe seiner Erkenntniß, und selbst wo er irrte, doch der lebendige Eifer sichtbar, nur das Rechte gewollt zu haben.

Aus diesem, ihn rastlos treibenden und beseelenden Geiste allein konnte der außerordentliche Mann hervorgehen, der so vielseitig und weit umfassend der Schmuck und der Stolz unserer Literatur geworden ist. Im Vereine fast aller Kräfte geistiger Thätigkeit der Ersten einer, selbst unter den Vortrefflichsten, ging er, wo er auftrat, seinen eigenen, urthümlichen Gang; verbreitete er, wohin auch sein untersuchender Blick fiel, neues Licht, Fülle von Klarheit, Tag, wo es nur dämmerte; eroberte sich Reiche, in die vor ihm kein Blick drang; machte sich Meister manches gelobten Landes, das in weiter Ferne vor ihm auftauchte. Ein litera-

rischer Proteus, bewegte er sich in den verschiedenartigsten Gestalten und Gestaltungen: Lieder- und Fabeldichter, Epigrammatist und dramatischer Darsteller, Kunstforscher und Kunstrichter, Geschichts- und Alterthumskundiger, Theolog und Philosoph! Einheimisch in Griechenland, wie in Rom, in Spanien, wie in England, in Frankreich, wie in Italien; eingedrungen in dieser Länder Sprachen, wie in ihren Geist! Fast überall auf seiner Stelle; überall sein Geist waltend, kein fremder; immer seine eigene Art, den Stoff zum Denken aufzufinden, zu entwickeln, zu behandeln; immer fortschreitend, mit jedem neuen Werke reifer, kraftvoller, vollendeter; überall sein Ausspruch achtbar, sein Urtheil geltend.

Was ich hier über ihn ausspreche, ist das Ergebniß eines jahrelangen Studiums seiner Werke, der partheilosesten Prüfung, der lautersten Ueberzeugung. So darf ich hoffen, daß das Bild, das ich von ihm aufzustellen, mich verpflichtete, wahr sein wird, wie er selbst war; daß es hervortreten werde, wie es in

meiner innersten Anschauung lebt, wie ich es in dem Kerne meines Herzens trage; daß selbst der Dank, den ich ihm, als meinem Lehrer und Meister, schuldig bin, mich nicht verleiten werde, ihm der Vorliebe Myrthen und Weihrauch darzubringen. So viel er mir auch von meiner früheſten Jugend an war und wurde; so sehr auch Alles, was er hervorbrachte, von jeher mein Nachdenken erregte und befruchtete, mein Streben nach Erkenntniß und Wahrheit beseelte, zum Kampfe gegen Wahn und Irrthum, gegen Finsterniß und Dünkelei mich bethätigte; so sehr auch, von ihm auf den Weg des Selbstdenkens und Selbstforschens geleitet, das, was ich meine Bildung nennen darf, sein Werk ist: dennoch gelobe ich reine Darstellung, ohne täuschende Farben, an das Licht Stellen, ohne Blendung. Meißle die Schmeichelei an den Bildsäulen der Großen der Erde, des großen Mannes Denkmal werde nicht durch sie entweiht!

Trete er zuerst in dem heiligen Kreise unserer Sänger auf, und ein freundliches

„salve!" bewillkommne ihn als Liederdichter! Der Charakter seiner Lieder ist nicht hoher lyrischer Flug, nicht kühne, trunkene Begeisterung. Es sind Gesellschaftslieder im eigentlichen Sinne des Worts; Stimmen des Frohsinns und der Freude zur Unterhaltung, zur Erheiterung, zur Begleitung des Sokratischen Bechers an einer lebenslustigen Gesangtafel. Witz, Laune, Schalkheit, geben fast in allen den Hauptton. Man könnte sie versificirte Theorien der Kunst, vergnügt zu seyn, nennen. Leicht und flüchtig bewegen sie sich, wie das Vergnügen, dem sie huldigen. Und doch bei dieser Einheit des Inhalts, wie abwechselnd in Laut und Farbe, wie mannigfaltig selbst die Behandlung des Hauptgegenstandes! Bald Lebensweisheit empfehlend; bald arglosen Spott gaukelnd; bald einen sinnigen Lehrspruch enthüllend; bald lyrisches Epigramm! Jetzt wie ein Bach zwischen Blumenufern sich ergießend, jetzt hüpfender Tanz! Einige athmen einen anakreontischen Geist, z. B. die Küsse, die Gewißheit, die Beredsam-

keit, die Stärke des Weins, Alexander, an eine kleine Schöne, der schwörende Liebhaber. Andere nähern sich dem Schalkgeiste des Catull. Dahin gehören: die Haushaltung, die Biene, das Paradies, die Gespenster, die Faulheit, der Geschmack der Alten. Mögen sie immer der poetischen Fülle ermangeln, die das lyrische Gedicht im höhern Sinne zur Poesie macht: gefällige Klarheit, zwanglose metrische Einkleidung sind dennoch ihr unbestreitbares Verdienst. Glühende, dithyrambisch geflügelte Phantasie war nicht Lessing's Erbtheil, immer äußert sie sich in ihm besonnen und gezügelt. Eben so hält seine Empfindung Maaß und Ziel, nie reißt sie ihn mit sich fort und strömt sich in Gluthbildern, in schwärmerischen Ergießungen aus. Selbst die Lieder, deren herrschender Ton schwermüthige Empfindung ist, verkündigen mehr das volle Herz, als die bewegte Phantasie; Schmerz- und Klagelaut sind gehalten, nie ihn überwältigend.

Noch mehr vermißt man die kühne lyrische Begeisterung in seinen Oden. Er erreicht hier weder Ramler's horazisches Pracht- und Farbenspiel, noch Uz's sonnenan strebenden Flug, noch Klopstock's gedankenschwere, rhythmisch volltönende Fülle und Erhabenheit. Was er uns unter diesem Namen giebt, erhebt sich zwar bedeutend über den eigenthümlichen Liederton, aber der prometheische Funke, durch den das Lied zur Ode wird, beseelt und belebt diese Dichtungen nicht. Einige von ihnen nähern sich zwar dem höhern Geiste dieser Dichtungsart, doch erreichen sie nie seine ganze Kraft und Fülle. Mehr Erzeugnisse des vorherrschenden Verstandes, als des lebhaft bewegten Gefühles, mehr Kinder des Scharfsinns, als der Phantasie, sprechen sie auch mehr die ersten, als die letzten an. Indeß fehlt es doch keinem dieser poetischen Ergüsse an wahrhaft lyrischen Stellen, und die Ode beim Eintritte des Jahres 1754 dürfte vielleicht diesen Namen ganz verdienen.

Sie ist voll kühner Bilder, erhabener Gedanken, und Laut und Ausdruck sind ächt lyrisch.

In den nach seinem Tode aufgefundenen Entwürfen zu neuen Oden ergötzt uns manches anmuthige Bild, enfaltet sich eine Reihe sinnreicher und großer Gedanken, aber auch ihnen fehlt die eigentliche Begeisterung. Ist es nicht überhaupt gegen die Natur der lyrischen Begeisterung, den Entwurf zu einer Ode nicht allein umständlich zu denken, sondern sogar umständlich auf das Papier zu werfen? Verträgt sie sich mit der Kälte eines solchen Entwurfes, und vermag sie sich an einen so umständlich gedachten Plan zu halten? Der Enrwurf zu einer Ode, glaube ich muß mehr gefühlt, als gedacht werden. Wenigstens kann, meiner Ansicht nach, den Entwurf denken und ihn ausführen, ihn auf der Stelle in Sylbenmaaß kleiden, ihm sogleich seine ganze poetische Gestalt und Schönheit geben, nur Eins sein, wenn die Ode, der ewigen Quelle auf dem Parnasse gleich, von Fels zu Fels in das goldene Thal hinabströmend,

unsere Phantasie, wie unsere Empfindung, ohne Widerstand mit sich fortreißen soll.

Ein anderer Fall ist es mit der, die der Dichter Orpheus überschrieben hat. Hier springt der Spötter mehr hervor, und kalter Spott ist gerade der stechendste. Ob dieses lyrische Spottgedicht mit Recht eine Ode genannt werden dürfe, ist freilich noch die Frage. Aber, daß der Entwurf dazu nur Entwurf blieb, ist zu bedauern. Gewiß würde sie dem Dichter vorzüglich gelungen sein. Hier stand ihm Alles zu Gebote: Witz, Laune, Schalkheit, Leichtigkeit der metrischen Einkleidung. Die Wendungen sind so ungesucht, so ungezwungen, die Erwartung wird so glücklich gespannt, steigt mit jedem neuen Absatze und überrascht dennoch am Ende so ungemein, daß selbst die verwundete Weiblichkeit sich schwerlich des Lächelns enthalten kann. Man urtheile selbst.

„Orpheus, wie man erzählt, stieg, seine Frau zu suchen, in die Hölle hinab. Und, wo

anders, als in der Hölle hätte auch Orpheus seine Frau suchen sollen?"

„Man sagt, er sei singend hinabgestiegen. Ich zweifle nicht im Geringsten daran; denn so lange er Wittwer war, konnte er wohl vergnügt sein und singen."

„Berge, Flüsse und Steine folgten seinen Harmonieen nach; und, wenn er auch noch so schlecht gesungen hätte, sie wären ihm nachgefolgt."

„Als er ankam, und seine Absicht entdeckte, hörten alle Martern auf. Und was konnten für einen so dummen Ehemann noch wohl für Martern übrig sein?"

„Endlich bewog seine Stimme das taube Reich der Schatten; ob es gleich mehr eine Züchtigung als eine Belohnung war, daß man ihm seine Frau wiedergab."

Dieses lyrische Epigramm, denn so muß man die vorgebliche Ode wohl eigentlich nennen, könnte leicht auf den Dichter den Verdacht einer entschiedenen Weiberfeindschaft werfen, wenn ein Witzwort immer eine Meinung, und

der Charakter den ein Spötter annimmt, immer sein wahrer wäre. Dagegen vertheidigte ihn aber nicht nur so manche geistvolle Darstellung edler weiblicher Naturen in seinen Dramen, sondern auch die Würdigung und Anerkennung der vortrefflichen Frau, die in den späteren Jahren seines Lebens das Glück, die Freude seiner Tage war. Wie gern er sie, wenn es möglich gewesen wäre, aus dem Reiche der Schatten zurückgeholt hätte, bezeugt sein tiefer und rührender Schmerz über ihren Verlust. Sein Orpheus ist daher nichts, als das augenblickliche Aussprudeln einer muthwilligen Laune, den er vielleicht nur eben darum bloßen Einfall bleiben ließ, weil er ihm zu muthwillig, und der Spott über das schöne Geschlecht zu allgemein schien, um ihn vor dem Stuhle der Wahrheit und Gerechtigkeit verantworten zu können. Man darf das wohl einem Manne zutrauen, bei dem das Rechte auch über Leidenschaft und Reizbarkeit immer die Oberhand behielt.

In dem Gebiete des sogenannten Lehr-

gedichtes hat Lessing nur Fragmente geliefert, in denen freilich mehr der denkende, als der dichterische Kopf sich zu erkennen giebt. Doch erheben ihn auch hier Gedrungenheit, Gedankengewicht und Sprachgediegenheit — den inhaltreichen Haller ausgenommen — über die Mitbuhler seiner Zeit um diesen poetischen Lorbeerkranz. In der Klarheit der Gedanken, der leichten und veranschaulichenden Zusammenstellung des Gedachten gewinnt er sogar über den genannten Heros dieser Dichtungsart die Oberhand, dessen Lied, wie Michaelis sehr treffend sagt, mehr dämmert als tagt. Er steht, was diese Gedankenklarheit und Sprachgediegenheit betrifft, dem Stammvater der deutschen Poeterei, dem Opitz, am nächsten, von dem er nur in der dichterischen Farbengebung übertroffen wird.

Mit Recht haben unsere Kunstrichter das Lehrgedicht, sowohl dem Geiste, als der Form nach, die es ehemals hatte, aus dem Gebiete der poetischen Darstellung verwiesen. Aber sind denn dieser Geist, diese Form durchaus

und unfehlbar der Charakter des Verwiesenen? Fehlt ihm, wie man es auch gestalte, um wie viel höher man es auch ästhetisch stelle, ausgemacht und unbestreitbar der acer spiritus ac vis, der allein, wie sie meinen, das ächte Kennzeichen eines wahren poetischen Kopfes ist? Wird es wirklich dadurch unpoetisch, weil sein Hauptziel Belehrung ist? Gehört es darum, weil es eine Wahrheit erweist, eine wichtige Lehre philosophisch entwickelt, über sie vernünftelnd der Prüfung vorführt, mehr zum Verstand, als zur Phantasie spricht, schlechthin nur in das Gebiet der Prosa? Ich gestehe, daß ich mich davon nicht überzeugen kann. Sind denn Aufklärung des Verstandes, Zweifelberichtigung, Zerstörung des Wahns und des Irrthums geradezu nur prosaischer Natur, schlechterdings jeder dichterischen Auffassung unfähig? Ist es denn für immerhin geltend, daß alles Poetische, was der Lehrdichter seinem Werke geben könne, ganz allein auf Sylbenmaaß und poetischen Styl hinaus-

laufe, die doch nur das Kleid, nicht den Körper der Dichtkunst sind? Meiner Ansicht nach, nicht!

Das wahre Lehrgedicht ist keine bloße poetische Abhandlung, keine Lehrstuhlentwickelung dieser oder jener Wahrheit. Sein Ziel ist lebendige Veranschaulichung, geistige Verkörperung, wenn ich so sagen darf, des zur Belehrung und zum Unterricht Aufgestellten. Es will den Verstand beflügeln, morgenröthlich erleuchten, das Herz magisch erwärmen. Nicht die Belehrung macht es zur versificirten Prosa, nur durch die prosaische Gestaltung, die man ihm gab, wird es dazu. Im reinen Sinne des Worts ist Wahrheit und Belehrung das höchste und erste Ziel der Dichtkunst, wie sie eben darum auch Aristoteles für philosophischer erklärt, als die Geschichte.

Wenn der Zweck der Poesie Darstellung des innern und äußern Lebens, Enthüllung der Natur in uns und der Welt um uns, Verlebendigung unserer Empfindungen und Gesin-

zungen ist: so bedarf es, um auch das Lehrgedicht zur *wahren* Poesie zu machen, nur der Veränderung seiner *gewöhnlichen* Form. Der Dichter *predige* nicht, erscheine nicht im Schulgewande eines *bestellten* Weisheitsverkündigers; er werfe Mantel und Doktorhut von sich, verschone uns mit seiner *dogmatischen* Persönlichkeit; lasse Charaktere, Personen vor uns auftreten, die, in ihnen angemessene Seelen- und Gemüthslagen versetzt, *handelnd* unser Verständniß öffnen, unser Herz für seine Lehre empfänglich machen, und er wird zum Dichter in der *vollsten* Bedeutung werden. Je mehr er diese Charaktere, diese Personen des Geistes voll sein läßt, den er in uns erwecken will; je mehr sie vor unseren *Augen* ihn enthülleu; je mehr er aus ihren *Charakteren* oder *Lagen* hervorgeht; je mehr wir fühlen, daß sie unter den Umständen, in denen er sie uns bekannt werden läßt, sich nur so und nicht anders vor uns aufschließen und ihre Ueberzeugungen aussprechen können; je mehr diese Art, Belehrung und Unterricht zu

ver-

verlebendigen, die ihnen eigenthümlichste und wahrste ist: desto mehr wird er sich als Dichter bewähren und begründen.

Und wie? wenn das, was ich hier andeute, nicht bloß eine ästhetische Grille, nur ein gewagter Heischesatz wäre, wenn es Lessing selbst auf das herrlichste verwirklicht und bewahrheitet hätte? Das schönste Denkmal, welches er seinem unsterblichen Namen, als Dichter, gesetzt hat, Nathan der Weise, ist nichts, als ein Lehrgedicht in dramatischer Form. Diese Bemerkung ist nicht neu, lange vor mir machte sie schon einer unserer scharfsinnigsten Denker, Engel. Aber ihre Wahrheit besteht unwidersprechlich. Offenbar ist das Ziel dieser Dichtung nicht, wie sonst das des Drama, Erregung und Reinigung der Leidenschaften, sondern Erleuchtung des Verstandes, Reinigung unserer Begriffe über gewisse Wahrheiten. Hier meine nähere Entwickelung.

Nie und nirgend, als in diesem Nathan, hat die poetische Kunst die große, tröstende

und beseligende Wahrheit, daß alle Länder gute Menschen tragen, daß die Bande der Menschlichkeit alle Geschlechter der Erde verbinden; daß, Einen aus diesen Geschlechtern von der allgemeinen Obhut der Vorsehung, von der allgemeinen Vaterliebe des höchsten Wesens ausschließen, der höchste Irrwahn sei, sich in einem so hellen, erwärmenden, Verstand und Herz durchstrahlenden Lichte offenbart. Die Menschlichkeit allein zieht hier Muhamedaner, Juden und Christen zu einander; eine Handlung der Menschlichkeit ist es, die sie zusammenführt; das Gefühl der Menschlichkeit, das sie über die der Wahrheit beigemischten Vorurtheile ihres von den Vätern ererbten Glaubens siegen, und nur den Menschen in einander achten, würdigen und lieben läßt; das sie endlich zu einer Familie verknüpft, zu dem engsten, zartesten Bruderbunde vereint. Wie glorreich, sie und die Menschheit verherrlichend dieser Sieg ist, bewährt die Macht der vorgefaßten Meinungen, über die sie Herr werden. Bis zur Anschauung klar beurkunden selbst

Saladin, der Tempelritter und Daja; troz der Aufgeklärtheit ihrer Köpfe, der Güte ihres Herzens, die unbestreitbare Wahrheit, die der Dichter in den folgenden Zeilen so schön ausgedrückt hat:

Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen,
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum
Doch seine Macht nicht über uns. — Es sind
Nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.

Dieser Aberglaube — und das wird jeder Glaube, der im stolzen Wahne sich allein für von Gott eingegeben hält, des Himmelreichs Schlüssel nur in seinen Händen wähnt, und eben darum sich eine höhere menschliche Vollkommenheit anlügt, als die der anders Glaubenden; der, ohne Liebe, die doch allein einer wahren Religion Stempel und Siegel ist, diese anders Glaubenden, wo nicht verdammt, doch unter sich stellt, als des Rechten, Guten und Göttlichen unfähiger, — dieser Aberglaube siegt sogar über Saladin's besseres Wissen und Erkennen, über den bessern, edlern Menschen in ihm. Wie vortrefflich, gut und menschlich auch,

nach dem allgemeinen Rufe, Nathan ihm gepriesen wird, so kann er doch sein Mißtrauen gegen ihn, als Juden, nicht überwinden. So hell auch sein Kopf, so großherzig gesinnt er auch ist, dennoch vermag dieser Aberglaube nicht, ihn vor der Kleinlichkeit zu bewahren, Schlingen zu legen, zu überlisten, und mehr den Juden, als den Menschen zu gewinnen, dessen Hülfe er bedarf. Eben so ist es, kraft dieses Aberglaubens, der Jude, der den Tempelritter — so wenig er es sich auch anfangs selbst gestehen will — von der nähern Bekanntschaft mit Nathan zurückstößt, ihn den Dank der Geretteten, des durch sie erfreuten Vaters verschmähen läßt; ist es der Jude, der Nathan's herzlichem Entgegenkommen, seinem liebevollen sich ihm Anschließen, seiner heroischen Standhaftigkeit bei allen Bitterkeiten, mit denen er zurückgewiesen wird, des Tempelritters Herz verschließt; ist es der tief in ihm nistende abergläubische Christ, der bei Daja's Kunde, daß Recha eine geborne Christinn sei, seinen bessern

Kopf, kein besseres Herz überwältigt, ihn so erbittert, daß er diese seinen Glaubensgenossen abgejagte Beute auf eine höchst unchristliche Weise wieder abzujagen, sich nicht entbrechen kann. Mehr sein Aberglaube, als sein Tempelritterthum, kämpft in ihm gegen seine Liebe für die Gerettete, denn sie ist eine — Jüdinn. So verunstaltet der Aberglaube den Geist der reinsten und heiligsten Menschenliebe, der lautersten Kindschaft zwischen Gott und den Menschen, so macht er sich zum Herrn selbst über den, der das Symbol der Duldung und der allgemeinen Menschenliebe, das Kreuz, auf seinem Mantel trägt. Mehr noch, als in ihm, unterjocht dieser abergläubige Stolz, dieses unchristliche Sichbesserdünken die Stimme der Menschheit in Daja's Brust. Umsonst hat sich Nathan, nach ihrem eigenen Geständnisse, als die Großmuth und Ehrlichkeit selbst erwiesen: er ist doch nur ein Jude; umsonst ist durch ihn Recha an Geist und Herz das liebenswürdigste Geschöpf, umsonst hat er den Samen der lautersten Tugend, der

reinsten Gottesverehrung in ihr Herz gestreut; er hat sie um den Glauben ihrer Kirche und so um die Seligkeit betrogen, die nur in dieser, wie sie wähnt, gewonnen werden kann. Sie dieser allein selig machenden Kirche wieder zu gewinnen, macht ihr Wahnglaube ihr zur Pflicht, sei es auch auf Kosten ihrer Dankbarkeit gegen Nathan, durch Verrath an dem Glücke, der Ruhe, der Lebenssicherheit ihres Wohlthäters!

Wahrlich, eine Warnungstafel, wie sie selbst an heiliger Stäte nicht eindringender, veranschaulichender aufgestellt werden kann! Ruft sie nicht jedem, der auf sie blickt, mit lauter Stimme zu: Wahre dein Herz, daß es dir nicht Aberglauben als Glauben aufdringe. Er ist der reinen Erkenntniß, wie der reinen Gott- und Menschenliebe Tod, die furchtbare, über einem Abgrunde schwankende Brücke zum Unglauben.

Wie rein aber und frei von Aberglauben sich die menschliche Natur, selbst bei anerzogenen Vorurtheilen, drückenden Verpflichtun-

gen, selbst in einengenden Verhältnissen des Lebens erhält, bewährt sich in der meisterhaften Darstellung des Klosterbruders. Wahrhaft, wie ihn sein Name nennt, Bona Fides, geht er seinen Weg, ohne Krümmung, ohne Abweichung von der rechten Bahn. Ohne zu grübeln, ohne über das, was er zu thun hat, zu vernünfteln, leitet ihn sein schlichter, gerader Menschensinn nur zur Ausübung dessen, was sein Gewissen ihm gebietet. Selbst dem blinden Gehorsame seines Ordensgelübdes getreu, gehorcht er nur dem Gotte in seiner Brust. Nicht der Dünkel, in Gottes Augen mehr zu gelten, als Juden und Muselmänner, keine Glaubens-Partheisucht beengen ihm Kopf und Herz. Der Geist der Liebe, des Friedens, der Brüdereintracht ruht auf ihm, bewegt und regt ihn. Und ist nicht dieser Geist allein die wahre Religion, der eigentliche Christussinn, auch da, wo er diesen Namen nicht trägt?

Wie kommt es denn aber nun, daß dieses herrliche Ziel der Lessingschen Dichtung, den

Menschen zur höchsten Höhe der Religiosität (des Lebens in Gott), zur Freiheit von der Unterjochung durch den Aberglauben, zur Erkenntniß im Lichte, zur Verehrung des Göttlichen im Heiligsten, zu einem vor Gott und Menschen angenehmen Wandel auf Erden hinzuleiten, irgend hat mißverstanden und mißgedeutet werden können? daß man fähig gewesen ist, den edlen Urheber derselben als den Verkündiger einer bloßen Hof- und Weltsittenlehre, als den Stifter eines heidnisch ausgestatteten Protestantismus zu verschreien? Daher, antworte ich, weil er einmal den Einzigen, der sich unter den Personen seines Lehrdrama's ganz frei von religiösem Aberglauben, von dem Wahne einer allein vor Gott geltenden Erkenntniß seines Wesens, einer deßhalb angemaßten Erhebung über die gesammte Menschheit rein bewahrt, einen Juden nennt, und so den sich für einen Juden gebenden gleichsam zum Ideale sittlicher und geistiger Vollendung zu erheben scheint. Daher zweitens, weil er gerade in einem christlichen Patriar-

chen das Abbild des finstersten und gemüthlosesten Religionswahnes aufgestellt, und so in dem Priester der christlichen Kirche, die christliche Kirche selbst angefeindet zu haben, das Ansehn hat. Daher endlich, weil Nathan's Mährchen von den drei Ringen von einigen Beurtheilern dieser Dichtung für nichts weniger, als für eine Beurkundung von Lessing's Gleichgültigkeit gegen allen religiösen Glauben, für einen offenbaren Mißgriff der Liebe, die es empfiehlt, geachtet und erklärt worden ist. Beruht denn aber diese dreifache Beschuldigung auf einem haltbaren und festen Stützpunkte? Hat denn Lessing seinen Nathan, als Juden, wirklich höher stellen wollen, als die seinem Drama eingewebten Bekenner des Christenthums? durch den Patriarchen das Christenthum wirklich herabwürdigen und verdächtig machen; durch die Erzählung von den drei Ringen in der That jede religiöse Ueberzeugung für gleich geltend, gleich wahr und gleich begründet preisen und ausgeben wollen? Keineswegs!

Denn, antworte ich zuerst, Nathan tritt

zwar, seiner äußern Form und Gestaltung nach, als Jude vor uns auf; aber ist er denn, was er dieser äußern Form und Gestaltung nach scheint? Durchaus nicht. Der innere Nathan hat sich von dem Judenthume seiner Altvordern, den charakteristisch jüdischen Eigenthümlichkeiten, dem Stockjudaismus seines Volkes völlig frei gemacht. Sein Gott ist nicht mehr der Gott seiner Väter allein, sondern der Gott aller Völker; sein Volk ihm nicht mehr das auserwählte vor allen anderen auf Erden; er hält sich verbrüdert mit der gesammten Menschheit. Ihm gilt nur das Sittengesetz auf Mosis Tafeln, und das jedem Menschen von Gott ins Herz geschriebene. Losgerissen von dem Buchstaben des Mosaismus, seiner Oertlichkeit und volklichen Angehörigkeit (Individualität), hat er nur seinen Geist, das in ihm allgemein Geltende ergriffen; kurz, alles, was den Juden zum Juden macht, von sich geworfen, um frei zu werden von allem anerzogenen Nachglauben ohne Prüfung und in-

nere Begründung. So ist er aus dem Judenthume in das Menschenthum übergegangen, zum Gottanbeter geworden durch den göttlichsten Geist aller religiösen Ueberzeugung, in dem Gott sich von jeher dem Menschengeschlechte offenbart hat, ohne den keine Religion wahr und begründet sein kann, — durch den Geist der prüfenden Vernunftanschauung und Erkenntniß. Nicht also der Jude ist es, den Lessing in seinem Nathan als Musterbild vorführt, sondern der in seinem Gottglauben von den Schranken eines bloßen Buchstabenwissens nicht eingeengte, frei gewordene Mensch. Und ist es denn nicht die innere Religion allein, die diesen Namen verdient, und den, der in ihr lebt, zum Gottanbeter im Geist und in der Wahrheit macht? Wie kann man nun sagen, daß der Glaube dieses Juden den Glauben der Christen in Schatten stelle, da er geradezu rein christlich, das ist, im Geiste des reinen, ursprünglichen Christenthums, sich ausspricht und bewahrheitet?

Fragt man nun wieder, warum denn Lessing eben einen Juden, und nicht einen Christen seiner Dichtung in dieser höhern und reinern Ansicht der Gotterkenntniß, des Gottglaubens und des Lebens vor Gott verklärt hat: so erwiedere ich, daß in dem Zeitalter, in das der Dichter die Fabel seines Drama's verlegt, auf dem Schauplatze, auf dem er die darin handelnden Personen sich bewegen läßt, gerade nur der Völker- und Länder umwandernde, durch Handel und Wandel mit ihnen verkehrende Nathan, der weder das Banner der Eroberung, noch das Schwert der Bekehrung trug, zu diesem vorurtheils- und wahnfreien Gottglauben, zu dieser reinen Erkenntniß des Lebens vor Gott gelangen konnte; daß gerade diesem Nathan, durch seinen Beruf an alle Völker und Länder der Erde geknüpft, das Verständniß der großen Wahrheit, daß alle Länder gute Menschen tragen, klar werden, ihm gerade siegend die Ueberzeugung sich enthüllen mußte, Gott erwähle sich kein Volk der Erde, schließe keines von dem

Reiche seiner Liebe und Erbarmung aus, sondern offenbare sich Jedem, der ihn aufrichtig suche. Je tiefer sich gerade in ihm, als Bekenner des Mosaismus, Oberrang- und Vorzug-Wahn vor Gott eingenistet hatte: um desto lebendiger mußte gerade er, der überall, wohin sein wandernder Fuß trat, Gott walten, Gott sich bezeugen sahe, erkennen, daß glauben und wähnen, wie er bisher glaubte und wähnte, die entschiedenste Verkennung und Verleugnung Gottes sei.

In dem Patriarchen ferner hat Lessing eben so wenig ein Zerrbild des Christenthums, als in dem Nathan das Ideal des Judenthums darstellen wollen. Kann Jemand, der sich in das Jahrhundert, in die Zeitgeschichte der hier handelnden und sich aussprechenden Personen hineindenkt, leugnen, daß das Priesterthum, das sich damals das christliche nannte, sich oft genug in Wort und That so kund gab, als dieser prunkende, dicke, freundliche Prälat? Was predigte es denn in dem Mantel des Glaubenseifers, mit dem Schlacht-

gesange für den Triumph des Kreuzes, als Ketzerhaß und Verfolgung, Vertilgung durch Mord und Scheiterhaufen? als den Triumph der Gott-Statthalterschaft, die es sich über das menschliche Geschlecht angemaßt hatte? War es Christi Reich, das es verbreiten wollte, oder das Reich seiner Herrschaft und Obergewalt? War es der Gott des Friedens und der Liebe, für den es das Banner des Kreuzes im gelobten Lande aufpflanzte, oder der Gott des Haders, der Zwietracht und der Feindseligkeit? Strebte es, die Menschheit zur Kindschaft mit Gott zu erheben, oder sie in Unterjochung und Knechtschaft hinabzustürzen? Lauter, als der Donner auf Sinai, bestätigt die Stimme der damals waltenden Zeit die schreckliche Wahrheit des Letzten. Nicht das Schwert, das Christus seinen Apostein in die Hände gab, das Schwert des lebendigen Wortes zur Verbreitnng seines Lichtreiches; das Schwert des Blutvergießens hieß es entblößen, zur Begründung eines kirchlichen, nicht eines Gott gehei-

ligten Staates. Nicht der von Christus verheißene Geist Gottes, der in alle Wahrheit leiten, der Geist des Mönchthums, der alle Wahrheit ersticken sollte, ging von ihm aus.

Wenn dem nun so ist, wie das Weltgericht der Geschichte es unwiderlegbar bewahrheitet, wo steckt denn nun in Lessing's Darstellung des Patriarchen, als Abbild des entweihten Christenthums jener Zeit, die Anfeindung des Christenthums aus Christus? Ist denn dieser Patriarch ein Christ? Ist denn seine Lehre, daß die Vernunft (von der, als einem Gottesgeschenke, wir in allen Dingen Gebrauch machen sollen) bei der Annahme des Glaubens an Christus verstummen und schweigen müsse, die Lehre seines göttlichen Stifters? Darf man das wähnen, sogar behaupten, ohne ein Christusschänder zu sein? Er, der da kam, ein Licht für die Welt, aufzuhellen, was in Finsterniß lag, er soll die Vernunft aus seinem Lichtreiche verbannt haben? Er, der Prüfung gebot, damit man erfahre,

daß seine Lehre von Gott sei, soll etwas verboten haben, wodurch allein Prüfen möglich ist, und durch dessen Nichtgebrauch das Christenthum aufhört, Christenthum zu sein? Denn, wie unser vortrefflicher Christian Moritz Pauli sagt, die Vernunft prüft das Christenthum, das Christenthum aber verklärt die Vernunft. Dennoch sollen wir die Vernunft verleugnen? durch diese Verleugnung ihrer Verklärung entsagen? Und Lessing, der diese Verklärung der Vernunft in seiner unsterblichen Dichtung bezeugte, soll darum, weil er das entweihte Christenthum in seinem Patriarchen abspiegelte, das Christenthum angefeindet haben? Welch ein Sprung im Schließen!

Nun noch die geist- und sinnvolle Erzählung von den drei Ringen! Für einen Fehlgriff in der Liebe, die sie empfiehlt, für eine Beurkundung von Lessing's Gleichgültigkeit gegen allen religiösen Glauben hat man sie ausgegeben? Wäre dem so, würden dann des Apostels goldne Worte, „daß in allerlei

Volk,

Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, Gott angenehm ist," nicht Lügen gestraft? Denn was anders ist die dem ächten Ringe beigelegte Kraft, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, wer in dieser Zuversicht ihn trug, als der Geist der Liebe? Nur die Liebe ist die Seele des Gottglaubens, des Gottvertrauens, der Erhebung zu dem Menschenthume, das uns in jedem Volke Mitgenossen der allwaltenden Obhut Gottes erkennen läßt. Worauf denn anders deutet der hundert schöne Farben spielende Opal in dem ursprünglichen Ringe, als auf den hundertfältigen Wiederstrahl des in ihm wohnenden, vor Gott und Menschen angenehm machenden Geistes des Lichtes und der Liebe? Und was heißt, ihn in dieser Zuversicht tragen, anders, als sich von diesem Geiste durchdrungen, erhoben, veredelt und geheiligt fühlen? Darum kommt, seiner ersten Bestimmung nach, der ächte Ring, als Erbtheil, nur auf den vom Vater, ohne alles Ansehn der Person, am meisten geliebten

Sohn, das ist, auf den für seine innere Kraft durch Einsicht und Gemüth empfänglichsten. Dieser Besitz des Ringes durch das innere Recht erhält sich denn auch, bis er auf einen Vater von drei Söhnen kommt, die ihm alle drei des Ringes gleich würdig scheinen. Scheinen! Denn recht klar ist ihm diese Würdigkeit nicht, da ihm bald dieser, bald jener des Ringes würdiger dünkt. In dieser Ungewißheit verspricht er denn aus frommer Schwachheit jedem den Ring, und, keinen um das gegebene Wort zu täuschen, bestellt er nach dem Musterringe die beiden anderen, damit, was er nicht vermag, der ächte Ring durch seine innere Kraft den würdigen Empfänger bewähre. Aber, was geschieht? Der ächte Ring kommt auf keinen der drei Erben, denn an keinem erweist sich seine geistige Kraft; selbst der Vater muß sie nicht mehr empfunden haben, wie hätte er sonst die nachgemachten Ringe nicht von dem ächten unterscheiden können? Kurz, Allen fehlte die Zuversicht, die Anerkennung durch Geist und Herz,

mit der er getragen werden mußte. So war für sie der ächte Ring verloren gegangen. Der Opal in ihm leuchtete ihnen nicht mehr, er schillerte nur. Wie hätte sonst sein reiner Strahl nicht auf sie zurückwirken, den Vater ungewiß, die Söhne sich nur selbst lieben, nur ihr persönliches Vorrecht behaupten und darüber streiten lassen können? Nur der Stein des ächten Ringes verschloß den Talisman, der gegen alle Parthei- und Vorrechtssucht bewahrt, der frei macht von Selbstsucht, und in lauterer, unbestechlicher Liebe sich äußert. Und nun frage ich, in welcher Religion beurkundet sich dieser Geist der Zuversicht, der Erkenntniß durch Licht und Wärme, diese Verbannung der Selbstsucht, diese unbestechliche Liebe des Nächsten heller, fesselloser, Herz und Gemüth durchdringender, als in der Licht- und Friedensbotschaft des aus Christi Munde, Leben und Wirken hervorgegangenen Evangeliums? Wie nun wenn Lessing mit dem verloren gegangenen Ringe die verloren gegangene ursprüng-

liche Religion Christi hätte bezeichnen wollen, nämlich die, welche für ihre innere Göttlichkeit keines andern Beweises bedarf, als die in ihr wohnende göttliche Kraft, die uns über die Herrschaft des Sinnlichen, des Außerwesentlichen, des Ort- und Volksglaubens stellt, uns sittlicher, geistiger und heiliger macht, uns zur reinen Menschlichkeit, zur Gottähnlichkeit in Vertrauen, Ergebenheit und Brudereintracht erhebt, wenn wir sie, wie er sie gab, in unsern Verstand und unser Herz aufnehmen? Was beurkundet sich denn, frage ich noch einmal, in den Worten, die Nathan dem Richter in den Mund legt:

— — — — — — Wohlan!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring' an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülf'!

als Christi veredelndes Sittengesetz, der Geist der alles beseligenden, zu Gott führenden

Liebe? Aber, sagt ihr, war denn der Mann in Osten, der diesen ächten Ring von Hause aus besaß, ein Christ? Dem Namen nach vielleicht nicht, aber dem Geiste, dem Herzen nach gewiß. Er trug das in sich durch innere Offenbarung, wovon der Opal in dem Ringe das Symbol war. Denn ist das, was als die Kraft desselben genannt wird, nicht Geist und Kraft des Christenthums, so weiß ich nicht mehr, was ich für Christenthum halten soll. Aber, Gott sei Dank, ich habe es so ergriffen, und habe mich so vergewissert, daß man sich aus Ueberzeugung vom Judenthume, vom Papst-, Luther-, Calvin- und Zwinglithume, aber nie von dem im Geist und Leben erkannten Christenthume lossagen, so wie den Glauben an einen National-, Kirchen- und Buchstaben-Gott, aber nie den an den wahren, alleinigen Gott aufgeben kann.

Man verzeihe mir diese kleine Abschweifung von dem Hauptgegenstande meiner Darstellung, wenn es anders eine ist. Eigentlich

ergiebt sie sich doch aus der nähern Enthüllung des Geistes und Charakters der Lessingschen Dichtung, als Lehrdrama's, aus dem Pflichtgebote sie gegen Mißdeutung und falsche Anklage zu retten. Ist es mir damit gelungen, so habe ich auch erwiesen: Verstandesaufklärung, Läuterung der Begriffe und Vorstellungen sind das Hauptstrebeziel dieser Dichtung; so trifft sie keine der ihr gemachten Anklagen und Beschuldigungen; so charakterisirt sie sich, wie Engel sie mit seinem gewohnten Scharfsinne bezeichnet, als das rührendste, erhabenste, tiefste und ideenreichste Lehrgedicht, das vielleicht jemals in einer Sprache geschrieben worden ist. Wie nun irgend ein Kunstrichter diesem Lehrgedichte Poesie absprechen, es aus dem Gebiete der Dichtkunst verweisen könne, vermag ich kaum, mir begreiflich zu machen.

Die Sinngedichte mit denen Lessing unsere poetische Literatur bereicherte, gehören unstreitig zu seinen vorzüglichsten dichterischen Erzeugnissen und zu den besten und auserlesensten unserer Sprache. Die Kunst, des Lesers

Aufmerksamkeit und Neugier zu erregen, ihn eine Zeitlang mehr oder weniger hinzuhalten, und dann völlig zu befriedigen, besitzt er in einem so hohen Grade, daß er wenigstens von keinem unserer Epigrammatisten darin übertroffen wird. Erwartung und Aufschluß bieten sich harmonisch die Hand. Alles, was ein Sinngedicht zum Meisterwerke macht, vereinigt sich in ihnen: Einfalt und Naivetät, stechender Spott und scharftreffende Pfeilspitze, Gedankenfeinheit und Gediegenheit, Kraft des Ausdrucks, Lebhaftigkeit und Kürze, Reinheit und Gewandtheit der Sylbenmessung. Von den Dichtungen dieser Art in den poetischen Blumenlesen der Griechen weichen sie freilich größtentheils ab. Bei ihm bewegt sich das Sinngedicht in einem weitern Kreise, als es beim Epigramm der Griechen der Fall ist. Ihm mehr, als bloße Aufschrift, war es ihm ein Gedicht, das, nach Art des Epigramms, über irgend einen Gegenstand unsere Erwartung erregt, die Neugier unterhält und dann beide durch einen unvorhergesehenen Aufschluß

überrascht; das, nach Art des Epigramms der Griechen, durch einen einzelnen, besondern Fall veranlaßt, oder auf einen besondern Fall angewandt, unsere Erwartung, selbst indem sie überrascht wird, nicht irre führt, das heißt, uns zwar nicht den Aufschluß, aber doch seine Farbe richtig voraussehen läßt, und diesen Aufschluß mit der möglichsten Deutlichkeit und Kürze ertheilt.

Wie Lessing auf diese Lehrbegriffsentwickelung (Theorie) des Epigramms kam, leuchtet sattsam ein. In dem reichsten und fruchtbarsten Epigrammendichter, dem Martial, fand er sie auf. Wo man in dieser schwelgerischen Vorrathskammer des Spottes und des Witzes den Blick hinwirft, bewährt sich (Ausnahmen hier und da kommen nicht in Betracht) des deutschen Kunstrichters Feststellung; die Aufmerksamkeit wird gefesselt, eine bestimmte Veranlassung giebt sich kund; der Aufschluß überrascht die Erwartung, ohne sie irre zu führen; Deutlichkeit uud Kürze treten charakteristisch hervor. So gewinnt das griechische Epi-

gramm eine neue Gestalt, es wird zum gefiederten Gedankenpfeile, zu einem poetischen Scharfsinnspiele, zu einem, wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, poetischen Taschenspiegel für Thorheit und Laster. Was man nun gegen Lessing's Theorie eingewendet habe, und einwenden mag, in den Dichtungen, aus denen sie gezogen wurde, steht sie fest und begründet, und giebt dem, was man sonst Epigramm nannte, ein weiteres Gebiet, eine vielseitigere Gestaltung, einen höhern Standpunkt. Kein Wunder, daß ihm, der überall nach dem Höchsten strebte, der aus einem beengten Kreise immer den Weg in einen freiern suchte, aber auch in dieser freiern Bewegung sich immer eine Begrenzung setzte, die nicht überschritten werden dürfte, ohne blindlings ins Blaue hineinzuschweifen; kein Wunder, daß ihm Martial, in dem er diesen freiern Umkreis des Epigramms und zugleich seine bestimmte Begrenzung fand, zum Ideale dieser Dichtungsart ward; daß er nach diesem Ideale sein Lehrgebäude aufführte und es in

dessen Geiste gestaltete, immer sein Vorbild im Auge, aber ohne sein Nachbilder zu werden, stets in der Kraft seines eigenen Geistes. Selbst in den, dem Stoffe nach, von dem Römer entlehnten Sinngedichten, wird das Gefundene durch Wendung, Einkleidung und Darstellung sein Werk, seines Geistes Erzeugniß. Es ist nicht mehr fremdes Land, das er sich aneignet, es ist durch ihn urbar gewordner Boden, rechtmäßiges Besitzthum.

Der Hauptcharakterzug seiner Sinngedichte ist, wie bei Martial, beißender Spott, oft noch mehr, dreifach schneidender Geißelhieb. Er hätschelt nicht mit Laster und Thorheit; mit kräftiger Hand streift er ihnen die verhüllende Larve vom Antlitze. Selten, oder fast gar nicht, zeigt sein Satyr, wie bei Martial, mit den Fingern auf dieses oder jenes Urbild; es sind Narren überhaupt, die er unter seiner Geißel tanzen läßt, nicht diese oder jene mit der Narrenkappe bekleideten Personen. Dadurch wird er denn

auch sittlich reiner, als der römische Epigrammatist.

Was indeß als Hauptcharakter seiner Sinngedichte angedeutet worden, ist nicht ihr allgemeiner. Mehrere davon sind nur Abdrücke eines leichten Muthwillens, eines bloß neckenden Spottes; Kinder einer Sokratischen Ironie, der Naivetät und der Laune. Aber auch sie tragen den Stempel auf ihrer Stirne, der, nach seinem Kunstgesetze, das Epigramm zum Epigramme macht. Immer bleiben sie gefiederte, ihr Ziel nie verfehlende Pfeile. Keines von ihnen ist nur ein Scherzeinfall, jedes ein mit attischem Salze gewürztes Witzwort und nicht nur der äußern Form, auch dem innern Gehalte nach, ächtes Epigramm. Vor allem zeichnen sie sich durch Harmonie des Versbaues, Bestimmtheit des Ausdruckes und durch Sprachgediegenheit aus. Ein wahrer Schatz deutscher Art und Kunst, gesellen sie ihren Urheber zu den leuchtenden Gestirnen unserer epigrammatischen Literatur, Logau, Flemming, Käst-

ner und Göckingk, und erheben ihn zum Musterbilde in diesem Gebiete der Dichtung.

Um Lessing die ihm gebührende Ehrenstelle als Fabeldichter zuzuerkennen, muß man zuvor mit seiner Darstellung des Geistes und Charakters der alten Aesopischen Fabel einverstanden sein. Und wer wird es nicht, wenn er sich dem Scharfsinne, der Klarheit und Bestimmtheit dieser Darstellung mit einem für Wahrheit empfänglichen, von vorgefaßten Meinungen freien Sinne hingiebt? Aesop's Fabeln, indem sie sich meist auf wirkliche Vorfälle gründeten, veranschaulichten die Aehnlichkeit der erdichteten Geschichte mit dem Vorfalle, der sie veranlaßte, und erläuterten sowohl aus dem Vorfalle, als aus der Dichtung, die Wahrheit, um deren Darstellung es dem Erzähler zu thun war. So schuf er größtentheils zusammengesetzte Fabeln, das heißt, die Wahrheit, die er lehrte, ward auf einen wirklich geschehenen Vorfall angewandt. Die aus ihnen hervorgehende Wahrheit ist zwar eine moralische, aber nicht eine

unmittelbar auf die Bestimmung unsers Thuns und Lassens gehende, oft nur ein Erfahrungssatz, der uns unterrichtet, was geschieht, nicht immer, was geschehen sollte. Diese moralische Wahrheit in der Aesopischen Fabel wird daher nicht geradezu durch eine Handlung versinnlicht, der allgemeine Satz wird durch die Fabel auf einen einzelnen Fall zurückgeführt; wir erkennen nicht bloß einige Aehnlichkeit mit dem moralischen Satze, sondern schauen diesen moralischen Satz ganz und vollständig an. Die Handlung in der Aesopischen Fabel ist demnach von ganz anderer Natur, als die Handlung der Fabel in der Epopee und dem Drama, und hat mit dieser durchaus nichts gemein. Der Zweck des epischen und dramatischen Dichters ist die Erregung der Leidenschaften. Die Erregung der Leidenschaften durch ihre Darstellung kann nur möglich werden, wenn der Dichter ihnen gewisse Ziele setzt, denen sie sich nähern, oder von denen sie sich zu entfernen streben. So sieht er sich genöthigt, Ab-

sichten in die Handlungen zu legen, und diese mit einer Hauptabsicht zu vereinigen, damit die verschiedenen Leidenschaften neben ihnen bestehen können. Nicht so der Fabulist. Nicht die Leidenschaften, unsere Erkenntniß will er in Thätigkeit setzen, eine einzelne moralische Wahrheit soll uns anschaulich werden. Und hat er dies gethan, so kommt es gar nicht darauf an, ob die erdichtete Handlung ein völliges Ende erreicht. Mag er seine Personen mitten auf dem Wege stehen lassen! Nicht die Befriedigung unserer Neugier, die unserer Erkenntniß gilt es. Die Aesopische Fabel ist eine Untergattung des Lehrgedichts.

Wenn der besondere Fall, aus dem die Aesopische Fabel besteht, nicht als wirklich vorgestellt, nicht im strengsten Verstande ein einzelner Fall ist; wenn ich mich nur mit der Möglichkeit dieses Falls begnüge, so ist der Fall nicht mehr Fabel, nur Parabel, Gleichniß; in dem wirklichen Falle vermag ich die Beweggründe deutlicher zu unterscheiden, als in den nur möglichen; die Wirk-

lichkeit aber unterrichtet lebhafter, als die Möglichkeit.

Die Aesopische Fabel, nach Lessing's Ansicht vollständig aufgefaßt, ist also die Zurückführung eines allgemeinen moralischen Satzes auf einen besondern Fall, eine diesem besondern Falle ertheilte Wirklichkeit, eine aus diesem wirklichen Vorfalle erdichtete Geschichte, in der sich jener allgemeine Satz anschauend erkennen läßt. Diesem angedeuteten Charakter gemäß, ist denn auch des alten Phrygiers Art zu erzählen kurz, gedrungen, schnell fortschreitend. Nirgends bei Beschreibungen verweilend, kommt er gleich zur Sache und mit jedem Worte näher zum Ende. Er kennt kein Mittel zwischen dem Nothwendigen und Nützlichen. Der Grund dieser Behandlung liegt am Tage. Denn soll uns die moralische Wahrheit völlig deutlich werden, so müssen wir sie auf einmal übersehen können. Dazu bedarf es der möglichsten Kürze und Gedrungenheit. Dieser Kürze jedoch würde Zierrath schaden, welcher die Erzählung, ganz gegen den Zweck der Fabel,

verlängert. Darum führt Aesop die allerbekanntesten Thiere in seinen Fabeln ein; ihr Name bezeichnet sogleich ihren ganzen Charakter. So brauchen ihre Eigenschaften nicht erst beschrieben zu werden; von denselben vollkommen unterrichtet, stellen sie sich uns von selbst dar.

Einen ganz andern Charakter gaben Aesop's Nachahmer der Fabel. Sie dichteten sich ihre Vorfälle oder dachten auch wol an gar keinen, hatten nur die allgemeine Wahrheit im Auge, die sie veranschaulichen wollten, und entwickelten sie nur aus dem erdichteten. Darum wurde auch durch sie aus Aesop's zusammengesetzter Fabel nur eine, aus erdichteten Begebenheiten die allgemeine Wahrheit folgernde, einfache Fabel. Auch ihr Vortrag der Fabel war ein ganz anderer: sie entfernten sich von der Einfalt der griechischen, folglich auch von der wahren Aesopischen. Sie schmückten ihre Dichtungen mit Gemälden, Beschreibungen, Bezeichnung der Oerter, Personen und Stellungen; mit hervor-

stechenden, sich von den übrigen auf eine besondere Art unterscheidenden Gedanken und Anspielungen aus, und stutzten sie mit vornämlich zur Belustigung dienenden Zierrathen auf. Sie glichen dem Manne mit dem Bogen in Lessing's Fabeln (erste Fabel des dritten Buchs), der, einen recht schönen Bogen zu haben, Zierrathen darauf schnitzen ließ. Der Künstler, der diesen Auftrag hatte, brachte eine ganze Jagd darauf an, und was konnte passender sein? Aber, was geschahe? Der schöne Bogen zerbrach, als der Mann ihn versuchen wollte. Ganz natürlich. Seine erste Bestimmuug, gebraucht zu werden hatte aufgehört; er war eine bloße Augenbelustigung geworden.

Eben so verschnitzelten und verzierratheten die meisten neuen Fabeldichter ihre sogenannten Aesopischen Nachbildungen. Mehr darauf bedacht, ihre Leser zu ergötzen, als zu unterrichten, ward die Fabel durch sie, statt einer belehrenden Unterhaltung, ein belustigender Gesellschaftsscherz. Fast schien der Geist

des alten Phrygiers verloren gegangen. Da trat Lessing auf und mit ihm die Aesopische Fabel wieder in ihre alten Rechte. Die in sie eingeschlichene wortreiche Geschwätzigkeit ward wieder zur gedrungenen Kürze, der geschnörkelte Zierrath verschwand. Einfalt des Vortrags nahm seine Stelle ein; die reine Veranschaulichung der zum Vorwurfe gewählten moralischen Wahrheit machte der bloßen Lustigmacherei ein Ende.

Aus seinem Lehrbegriffe entstanden, nicht der Lehrbegriff aus ihnen, leisten Lessing's Fabeln alles, was er von der Aesopischen Fabel fordert. Kein überflüssiger Aufputz, keine verzierende Beschreibung entfernen ihn von dem vorgesteckten Ziele. Mit der genauesten Bestimmtheit erzählt er, kommt gleich zur Sache und mit jedem Worte seiner Absicht näher. Sogleich übersieht man bei ihm das Ganze, klar und deutlich springt der allgemeine Satz, der sich daraus ergiebt, in die Augen. Er erfindet vortrefflich, und benutzt fremde Erfindungen, wie ein angewonnenes Eigenthum.

Entweder bricht er die Geschichte einer alten Fabel früher ab, oder er führt sie weiter fort; verändert bald diesen, bald jenen Umstand, oder hebt auch den merkwürdigsten ganz heraus und baut darauf eine ganz neue Fabel, entwickelt daraus eine ganz neue, höhere Moral. Beispiele davon sind die achte Fabel des zweiten Buches: der Löwe und der Esel; die dritte Fabel desselben Buches: die Krähen und die Pfauen.

Wie bei Aesop, finden sich unter Lessing's Fabeln auch einige mit einer epigrammatischen Wendung; ein witziger Einfall macht die Moral, denn auch er setzt den durch die Dichtung zu veranschaulichenden allgemeinen Satz ins Licht. So in der vierten Fabel des ersten Buches: der Esel und das Jagdpferd; in dieses Bnches vierundzwanzigster Fabel: die Eule und der Schatzgräber; und ebendas. in der dreißigsten: Aesop und der Esel.

Meisterhaft ist der Vortrag. Welche Rundung, Kraft und Fülle in der Zusammenstel-

lung, welche Sprachgediegenheit, und, auch des Sylbenmaaßes beraubt, welcher Wohllaut! Die reinste und vollendetste metrische Einkleidung könnte ihr keinen höhern geben. Ramler's Versuch, ihnen durch eine solche Form mehr poetische Würze zu ertheilen, verunglückte im höchsten Grade. Lessing's Gedrungenheit ward Breite, seine reiche Fülle geschwätzige Leere. Es ist zu bezweifeln, daß es dem Dichter selbst, der, nach seines Bruders Zeugnisse, dazu die Hand an sie legte, besser gelungen sei. Man darf es daher für keinen Verlust achten, daß sie, so gestaltet, verloren gingen. Sie haben eine so hohe Vollendung, daß der Versuch ihnen eine höhere zu geben, nur mißlingen konnte.

Bei weitem das reichhaltigste Studium bietet Lessing dem Kunstkenner als dramatischer Dichter dar. Denkt man sich in die Zeit zurück, in der er seine dramatische Laufbahn begann, so begreift man kaum, wie aus dieser theatralischen Wasserfluth ein Talent, wie das seine, hervorgehen konnte! Was für eine

Bühnenkunst, deren Sach- und Wortführer Gottsched, seine Frau, nebst ihren anderen Zunftgenossen waren! Sie verwässerten fremden Wein und nannten diese Verwässerungen — Uebersetzungen! Sie erzeugten aus eigener Kraft; aber was? Kinder der Ohnmacht. Die Wassersuppe Cato galt für ein Trauerspiel; die schale, platte französische Hausmamsell trug an ihrem leeren Schädel den Namen Lustspiel. Von Charakteren, Situationen, dramatisch darstellender Sprache hatten diese Leute kaum einen Begriff. Federn-, nicht Geisteswerke, langweilte ihre tragische und gähnte ihre komische Muse Leser und Zuschauer an. Und mit was für Bettler- und Lumpengewändern mußten sich die Corneille, Racine und Voltaire durch die Gottschedischen und Schwabeschen sogenannten Verdolmetschungen behängen lassen! Das Hauptverdienst des französischen Trauerspiels, die schönen Verse, der Wohlklang ihrer Reime, ging in diesen Uebertragungen ganz verloren; Vers- und Reimwohllaut sanken zur saft- und

kraftlosesten Reimerei herab, zu der gemeinsten, alltäglichsten Prosa. Aerger und schmählicher noch gemißhandelt wurden durch sie die Moliere, Destouches, Regnard, Marivaux. Die Sündfluth Gottschedischen Gewässers verschwemmte und ersäufte ihren Geist, wie ihren Witz. Konnte es anders sein? Dem Meister, wie der Meisterinn dieser Schule, waren Kraft der Sprache, Kunst des Dialogs völlig böhmische Dörfer. Schwerfällig, wie er selbst, geziert und mäulchengespitzt (preciös), wie ihre eigene werthe Persönlichkeit, bewegten sich bei ihnen Sprache und Dialog. Bei ihm ward ein Witzwort breit, bei ihr nüchtern zum Erschrecken; und nach diesen gerühmten Vorbildern bildete sich ihre gesammte Jüngerschaft.

Indeß das Publikum liebte das Schauspiel und nahm vorlieb. Allmälig aber fing es doch an, sich nach etwas Besserm zu sehnen. Fähigere Köpfe, als die bis jetzt mit dem Theater handirten, fühlten sich aufgeregt, zu diesem Bessern ihre Beisteuer zu geben. Selbst der

fromme Gellert war unter ihnen. Wirklich stand das, was er für Komödien ausgab, um vieles über dem Gottschedischen Treiben. Er schilderte wenigstens die Sitten seiner Stadt und seiner nächsten Umgebung mit großer Treue. Die Einförmigkeit dieser Schilderungen aber ermüdete, den Charakteren in ihnen fehlte die vis comica, und seinem Dialoge Feuer und Lebendigkeit. Kräftiger schon und reiner dramatisch bewegten sich auf der betretenen Bahn Elias Schlegel und Krüger. Doch hatte Jener den Triumph der Frauen, unstreitig das beste deutsche Lustspiel seiner Zeit, noch nicht geschrieben; und des Letztern blinder Ehemann, wie seine Kandidaten, so viel Funken des Aecht-Komischen auch aus ihnen hervorsprühten, blieben doch immer nur besser geglückte Versuche.

In dieser Zeit des Wiegenstandes der deutschen Bühne begann Lessing, von seinem Sinn für die dramatische Kunst angeregt, die theatralische Laufbahn. Sein verstohlenes Lesen des Plautus, Terenz und Moliere

auf der Fürstenschule zu Meißen, legten unstrettig den ersten Keim zu dieser dichterischen Thätigkeit in seine Seele. Eine ganz neue Welt von Beweglichkeit, Mannigfaltigkeit und Abwechselung that sich vor ihm auf. Die Gestalten in ihr schritten lebendig-anschaulich, in Wort und That sich aussprechend, handelnd einher. Wie mußte das seinen feurigen, leicht empfänglichen Geist anziehen! Von diesen Gebilden Tag und Nacht, wachend und träumend umgeben, wie hätte er, bei seinem Ringen nach dem Höchsten und Lebendigsten, sich nicht versucht fühlen sollen, auch der Schöpfer einer solchen regsamen, lebendigen Welt zu werden? Aber woher diese Welt in dem engen Kreise seiner Schulmauern nehmen? Was diese ihm darboten, waren nur Stubengelehrte (Pedanten) und lateinische Musenzöglinge. Die außer ihrem Bereiche liegende Welt mußte er sich aus seinen lateinischen und französischen Komödienbüchern zusammenstoppeln. Das sahe man denn auch seinen ersten Versuchen, dem Damon und Pythias, der alten Jungfer

und dem jungen Gelehrten deutlich genug an. Die Welt, die er in diesen Erstlingen seiner Muse darstellte, war eine bloße Komödienwelt, die handelnden Personen waren nur Komödienmenschen, das ist, beide dankten ihr Dasein nur der Wirklichkeit, die er in dieser vorfand. Die übrige Welt kannte er nicht, und so mußte er sich wohl auf jene, und die, welche ihn zunächst berührte, beschränken. Man darf nur seinen Damon und Pythias lesen, um diese Behauptung wahr zu finden. Was regiert hier, als der Zufall? Wird der Knoten, anstatt gelöst zu werden, nicht zerhauen? Machen nicht Sachverhandlungen (Dissertationen) den Dialog? Ist es nicht der Dichter, der im Namen der Personen spricht und witzelt? Auch hat das wohl Niemand mehr gefühlt, als Lessing selbst; denn er übergab diesen verunglückten Versuch der Vergessenheit, indem er ihn nicht in die Sammlung seiner Lustspiele aufnahm.

Eben so strich er die alte Jungfer auf der Tafel seines Gedächtnisses aus, obgleich sie

schon weit mehr innern Gehalt hat. Eine weniger gewaltsame Entwickelung, ausgebildetere Charaktere, ein mehr bezeichnender Dialog erheben sie weit über jenen frühern Versuch. Das Lächerliche tritt lebhafter hervor, die Personen sprechen ihrem Charakter angemessener. Nur wird das erste oft Zerrbild, und in dem letztern läuft manche Plattheit mit unter.

Noch mehr ausgebildet erscheint seine Anlage zum dramatischen Dichter in dem jungen Gelehrten. In der Welt, die er hier abspiegelt, ist er wie zu Hause. Keine der Eigenschaften, durch die sich junge Gelehrsamkeit gewöhnlich kund giebt, hat er in der Darstellung seines Helden übersehen. Gelehrten Stubendünkel (Pedantismus), Selbstsucht, Naseweisheit, Belehrungskitzel, Ueberklugheit und Schriftstellersucht hat er aus dem Kreise, dem er seinen Damis entnahm, mit Scharfsinn aufgefaßt und in sein Gebilde übergetragen. Daher begreift sich auch die günstige Aufnahme, die dieses Lustspiel bei seinem ersten Erscheinen in Leipzig allgemein fand. Die Dramatis

persona war gewissermaßen dort einheimisch, die Urbilder derselben liefen gleichsam vor den Augen der Zuschauer herum; Chrysander ist an dem Orte, und zu der Zeit, wo der junge Gelehrte zuerst vorgestellt wurde, vielleicht weit weniger Zerrbild, als es uns jetzt erscheint. Der Prunk der Schulweisheit, welcher damals noch auf den gelehrten Bildungsanstalten herrschte, steckt auch leicht die ungelehrten Stände an. So kam es denn, daß, während Lessing's Aufenthalt in Leipzig, lateinische Kaufleute, wo nicht gäng und gäbe, doch nicht ganz unbekannt daselbst waren. Ueberdies ist Chrysander durch die lateinische Schule gelaufen; was Wunder, wenn er gegen einen gelehrten Sohn mit den Brocken seines ehemaligen Latein großthut? Auf schwächeren Füßen steht die Wahrheit der übrigen Charaktere. Sie sind wieder nur Komödiengeschöpfe. Dies gilt besonders von den Bedientenrollen, Anton und Lisette. Das komische Theater der Franzosen hat sie dem deutschen Nachbilder in die Hände gegeben. Wie

dort das große Triebrad (fac totum) des Komischen, plaudern und witzeln sie Jeden nieder, der ihrer Plauderei und Witzelei in den Wurf kommt. Der Dialog hingegen ragt mächtig über alles hervor, was man damals so nannte; aber seine Breite, so wie die Länge der Scenen, ermüden nicht selten Aufmerksamkeit und Schaulust.

Auffallend ist es, wie in dem Misogyn die Lessingsche Dichtkraft gewissermaßen zurückschreitet. Die Handlung schleppt sich gleichsam durch das Stück hin, und mattherzig nur belustigt es. Kaum bringt der Weiberhasser uns zum Lachen, der Advokat Solbist fast gar nicht. Nicht einmal Hilaria's Verkleidung bringt Leben in die Handlung. Mehr noch, als in dem jungen Gelehrten, zeigt sich hier der Witz als Erzeugniß der Studirstube. Der Dialog allein hat dramatische Rundung.

In dem Lustspiele, die Juden, ist viel Beweglichkeit, und der Dialog geschmeidiger, als in irgend einem seiner frühern Versuche;

die Zeichnung der Charaktere verräth eine geübtere Hand und eine nähere Bekanntschaft mit der wirklichen Welt. Nur die Bedientenrollen, Christoph und Lisette, schmecken noch immer nach der französischen Komödie. Indeß entschädigt die Drolligkeit und Laune ihrer Einfälle für die Fremdheit ihrer persönlichen Natur. Ob Lessing aber das sittliche Strebeziel seines Lustspiels, die Vertheidigung der Juden, als Juden, erreicht habe, möchte wohl nicht bejaht werden können. Ist denn sein Reisender ein Jude? Schwerlich. Nichts verräth ihn als einen solchen. Nicht einmal einen jüdischen Gebildeten kann man ihn nennen. Abgerechnet, daß er, wie Christoph sagt, kein Schweinefleisch ißt, lebt er rein geschieden von allen Mosaischen Satzungen. Er steht nicht einmal in genauem Verkehr mit seinen Glaubensgenossen, besucht nicht einmal die Synagoge. Wie würde wohl zu der Zeit, in welcher ihn der Dichter auftreten läßt, wo das Vorurtheil gegen die Juden noch so allgemein war, ein christlicher Bedien-

ter ihn zu seinem Herrn gewählt haben! Wir sehen in ihm also nur einen edlen, menschenfreundlichen, großgesinnten Mann, einen von allem Sekten- und Partheigeist unabhängigen, reinen Gottgläubigen. Lessing beweist also nur, daß es auch unter den Anhängern des Mosaischen Gesetzes Menschen geben könne, deren Sittlichkeit und Religiosität sich über Buchstabenglauben und anerzogene nationale Kirchlichkeit erhebe. Aber sind diese Menschen denn noch das, was den Juden zum Juden macht? Gewiß nicht. Der Jude, wie er hier erscheint, hätte eben so gut ein Namen-Mahomedaner sein können. Das reine Menschenthum, die Religion des Geistes und des Herzens schlägt überall Wurzel, wo die Vernunft den Verstand aufklärt und das Sittengesetz in unserer Brust reinigt und heiligt. Sie zerreißt die Fesseln des Wahns der Alleingeltung, des Alleinseligmachens, und mit diesem Fesselsprengen hört auch aller Sekten- und Partheiglauben auf. Jude und Mahomedaner sind dann nur Benen-

nungen; sie sind dann nur Menschen. Das ist denn auch nur Lessings Reisender, und es ist lobenswerth, daß er das aus dem bloßen Juden geworden ist. Daß der Ritter Michaelis behaupten durfte, ein solcher Mensch könne aus dem Geschlechte der Juden gar nicht hervorgehen, ist eben so sehr eine Verirrung seines gesunden Menschenverstandes, als eine Versündigung an der Menschheit, ja sogar an der Religion, zu der er sich bekannte, deren erstes Grundgesetz ist: „verdammet nicht!" Und ist zweifeln, daß irgend einem Volke der Weg zur Selbstveredlung versperrt sei, etwas anders, als es verdammen?

Obgleich dem Zuschnitte nach noch immer französisch, bewegt sich dem Geiste nach Lessing's dichterischer Genius in dem Freigeiste deutscher, freier, eigenthümlicher, als bisher. Selbst in der Zeichnung der Frauencharaktere bewährt sich das. Sie sind schon mehr der Welt entnommen, die er vor sich sah. Zwar predigt die fromme Juliane ein wenig, und die muthwillige Henriette hat ei-

nen kleinen Anstrich von Knabennatur; doch beurkundet sich in ihnen auch mancher tiefere Blick in die Natur des Geschlechtes. Die Kunst des Dialogs steht schon in voller Blüthe, sogar das Gedehnte in einzelnen Scenen wird durch die Lebhaftigkeit, mit der er hervortritt, bedeckt. So einfach die Handlung ist, dennoch geht sie ohne Stockung vorwärts, und hält, trotz ihrer Einfachheit, die Theilnahme aufrecht.

Die Ueberschrift des Stückes sollte eigentlich die Freigeister, nicht der Freigeist heißen; denn nicht nur Adrast, auch die vorlaute, unbesonnene Henriette, der gegen Wahrheit und Irrthum gleichgültige Lisidor, der spitzbübische Johann sind freigeistische Spukgebilde. Bestimmter, klarer als Freigeist ist Adrast gezeichnet, und ächt dramatisch hat ihn Lessing dargestellt. Adrast hat seine Freigeisterei seinem Verstande mehr aufgedrungen, als sie ihm zur anschaulichen Erkenntniß gemacht; er ist es mehr aus aufgeregter Empfindlichkeit gegen unwürdige Religionsbekenner, als aus Ueberzeu-

gung, mehr aus Sucht zu glänzen, als aus innerer Zustimmung. Daher das Schwanken und die Gehaltlosigkeit seines Unglaubens, den er sich aus freigeistischen Schriften nur angelesen, nicht angeurtheilt hat. Daher sein Aerger, wenn er ihn zu vertheidigen sucht, aber auf die Einwürfe dagegen nichts zu antworten weiß; daher seine Zuflucht zu Höhneleien, sogar zu Schimpfwörtern, wenn er nicht begründen kann, was sein Gegner bestreitet. Selbst von Theophan zur Entsagung seines Wahnlehrgebäudes gebracht und durch ihn von seinem Vorurtheile gegen den christlichen Lehrstand genesend, ist es mehr die Anerkennung von Theophan's vortrefflichem, von Eigensucht und Priesterstolze durchaus reinem Charakter, die Entdeckung, er sei nicht sein Nebenbuhler, die ihn heilt, mehr sein erweichtes Herz, als sein bekehrter Kopf. So unserer Theilnahme näher gebracht, hat seine Freidenkerei nichts Zurückstoßendes und seine schnelle Bekehrung gewinnt höhere Wahrscheinlichkeit. Weder das Eine, noch das Andere, würde der

Fall sein, hätte ihn der Dichter zu einem kalten Verstandes-Freigeiste, zu einem sittlich Ungläubigen gemacht.

In dem Theophan löste Lessing die Aufgabe, den Stand seines Vaters würdig und ehrenvoll auf die Bühne zu bringen, nicht minder glücklich. Stolzfreies Gefühl seiner Würde als Dieners der Religion, lichtvoller Glaube, prunklose Frömmigkeit, Bekämpfung des Irrthums ohne Verdammungseifer, Verbreitung der anerkannten Wahrheit ohne Bekehrungssucht; Ruhe, der Leidenschaftlichkeit gegenüber, Friede des Selbstbewußtseins bei Verkennung, aber bestimmte Zurückweisung jeder Anmaßung und Verspottung enthüllen hier einen Geistlichen, der, was sein Beruf fordert, im Geist und in der Wahrheit ist. Dabei fehlt es ihm nicht an Welt- und Menschenkenntniß, an gesellschaftlicher Bildung, an Empfänglichkeit für frohen Lebensgenuß. Er flieht wohl die Lüste der Welt, nicht aber die Welt selbst. Mehr, als ein anderer Stand, macht ihn der seine zum Bürger in ihr. So lebt

er auch dieser Verpflichtung von ganzem Herzen und von ganzem Gemüthe. Wie begreiflich daher sein Sieg über Adrast's hartnäkkige Feindseligkeit gegen seinen Stand, sein starrsinniges Vorurtheil gegen ihn, als Mensch im Priestergewande! Wie natürlich sogar der so weltlich gesinnten und überlustigen Henriette Liebe, der witzelnden, aber gutmüthigen Lisette Partheilichkeit für ihn! Etwas Pedanterei schimmert freilich in ihm hier und da durch, aber sie ist nur der Schatten zu seinem Lichte. So schuf Lessing in ihm einen Geistlichen, wie er sein soll, ohne ihn zu überidealisiren.

Die Scene, wo der seinem Herrn den Freigeist nachplumpende Johann durch Lisettens Ohrfeige plötzlich entfreigeistert wird, hat Manchem zu possenhaft geschienen. Mich dünkt, mit Unrecht. Gerade diese handgreifliche Züchtigung gehörte dem aus Spitzbüberei und Faselei zusammengesetzten Freidenkerpfuscher; und so oft ich diesen Auftritt vorstellen sah, hatte er immer dieselbe Wirkung, das unaus-

löschliche Homerische Gelächter, wie es im Olympe bei dem Anblicke des den Ganymeden-dienst verrichtenden Vulkan entstand.

Es gab eine Zeit, wo dieses Lustspiel auf allen deutschen Bühnen ein sich immer neu erhaltendes Belustigungsspiel war. Damals waren auch noch Schauspieler, die so etwas zu geben verstanden, und Zuschauer, denen es um etwas Höheres, als um Knalleinwirkungen zu thun war. Leider tempi passati!

Der Schatz, welcher dem Trinummus des Plautus nachgebildet ist, drängt des Römers Launen und Lustigkeit in einen Aufzug zusammen, wodurch das Stück an Leben und komischer Kraft sehr gewinnt. Aber er muß sehr rasch, in einandergreifend, Schlag auf Schlag gespielt werden, wenn er seinem Zwecke, Lachen zu erregen, entsprechen soll. Daß keine Frauen in ihm vorkommen, ist wohl mit eine Ursache, daß er nie großes Glück bei den Zuschauern machte.

Mit dem Siegel einer hohen Vollendung auf der Stirn erschien Minna von Barn-

helm. Nicht nur sich selbst übertraf Lessing in ihr, auch über das Höchste und Beste, das die deutsche Lustspielmuse bis dahin erzeugte, glänzte er siegprangend hervor. Nichts ihm nur von weitem Aehnliches ließ sich diesem Erzeugnisse entgegen stellen. So durchaus gehaltvoll, so lebendig dramatisch, so rein Deutsch in Charakteren und Sitten, war noch kein Lustspiel auf der vaterländischen Bühne erschienen. Es belebte dasselbe ein Geist der Beweglichkeit und Anziehung, eine Gediegenheit der Charakterzeichnung, eine Jugendfrische des Dialogs, wovon noch kein Beispiel war. Der Stand des Kriegers, bis dahin nur ein Gegenstand des Gelächters, erschien hier von einer so Achtung gebietenden Seite, und so wahr aus der Wirklichkeit, dem Leben hervorgehoben, daß jeder Leser, jeder Zuschauer mit dem Prinzen in der Emilia Galotti ausrufen mußte: „bei Gott, wie aus dem Spiegel gestohlen!"

Die Zeit, in der, und der Schauplatz, auf dem die Fabel des Stückes spielt, der preußische Geist und die Haltung in den beiden

Mitfechtern des siebenjährigen Krieges, Farbe und Laut des Gemäldes, sind treues Abbild der Welt, der Umgebung, die es vorführt, ohne doch zu sehr an Ort und Zeit gefesselt zu sein. Das Rein-Menschliche, die große Wahrheit, die in der Darstellung der Charaktere des Tellheim, des Paul Werner bis auf den Packknecht, Just, unsere Phantasie, wie unser Herz anspricht; Minna's hochherzige, durch eine Großthat des edlen Kriegers erzeugte Liebe, ihrer Jugendgespielinn, Franziska, leicht beweglicher Frohsinn, ihr gemüthlicher Muthwille; die deutsche Urthümlichkeit, die das Ganze beseelt: müssen es für alle Zeiten, für jedes neugeborne Publikum werthvoll und anziehend erhalten, so lange die reine mimische Versinnlichung, die unverfälschte Empfänglichkeit für dramatische Kunst in Lesern und Zuschauern nicht verloren gegangen ist.

Mag Telheim's Charakter immerhin in manchem seiner Grundzüge zu schroff, sein Ehrgefühl zu starr und eisern scheinen; er hat doch immer Haltung und Bestimmtheit. Der

lauterste Geist der Menschheit mildert diese Schroffheit, der zarteste Rechtsinn veredelt die Starrheit seines Ehrgefühls. Sei es wahr, daß Minna's Schritt, dem Geliebten nachzureisen, ihn aufzusuchen, und, wie die vorlaute Franziska sich ausdrückt, dem Preußenkönige einen Offizier wegzukapern, ein wenig rasch und unbesonnen ist; — sei es wahr, daß die Art, wie sie sich bei ihm einführt, gleichsam eindrängt, ein wenig gegen die weibliche Zartheit, gegen das Herkommen streitet; daß ihr Benehmen gegen den Wiedergefundenen theils zu zuvorkommend, theils zu kostbar, bald gar zu natürlich, bald zu versteckt und abstoßend sich äußert: das Erste entschuldigt die Liebe zu einem Manne, wie Telheim, das Letzte dringt ihr sein unbewegliches Ehrgefühl, seine feindselige Verstimmung gewissermaßen auf. Was nicht vertheidigt werden kann, ist die Quälerei mit dem Ringe, der sie doch mit einem Worte ein Ende machen könnte. Die Entschuldigung, daß sie sich dadurch den Anblick seines ganzen Herzens habe verschaffen

wollen, hält nicht Stich. Wen man wahrhaft liebt, den muß man nicht so unnöthigerweise hin und her zerren. Auch erhält durch dieses marternde Gaukelspiel der Auftritt eine ermüdende Länge; der sonst so rasche Fortgang der Handlung wird zum Schaden der Theilnahme zweckwidrig aufgehalten.

An Just's Derbheit aber in Wort und That kann nur eine neuästhetische Ziererei Anstoß nehmen. Man muß zugeben, daß er mitunter wohl mit der Thür ins Haus fällt, aber pöbelhaft und gemein wird er doch nirgends. Nur ein Paar Witzworte haben vielleicht zu sehr das Gepräge der Packknechtsderbheit. Nimmt man ihm die, so kommt durchaus nichts über seine Lippen, das der züchtigste Zuschauer nicht ohne Aergerniß hören könnte; nur müssen seine Ohren nicht der einzige Keuschheitssinn sein, dessen er sich zu rühmen hat.

Der glückliche Erfolg, mit dem Miß Sara Sampson auf den Theatern des gesammten Deutschlands gekrönt ward, würde ein vollendetes Kunstwerk verbürgen, wenn ein

erster Versuch, und ging er auch von dem größten Genie aus, ein solches sein könnte. Miß Sara Sampson aber war als erster Versuch auf dem Gebiete der tragischen Muse und zu einer Zeit, in der die deutsche tragische Kunst noch in den Kinderwindeln lag, allerdings ein Meisterversuch, das erste deutsche Trauerspiel im wahren Geiste des Aristotelischen Lehrbegriffs. Es erregt wahrhaft Furcht und Mitleid, denn Tugend und Laster erscheinen in ihm menschlich. Die erste schwebt nicht auf dem Lichtgewölke der Uebernatur, das letzte würdigt das Geschöpf Gottes, den Menschen, nicht zu einer Geburt der Hölle herab; die Leidenschaft verirrt sich nicht in das Ungeheure, das Tragische stößt nicht empörend und mit Abscheu erfüllend zurück. Die Darstellung der Charaktere hat das Siegel einer treuen Menschenbeobachtung, und die Sprache, nicht auf Stelzen einherschreitend, im Ganzen den Laut und Ton der den Charakteren zukommenden Eigenthümlichkeit. Ich sage mit Bedacht, im Ganzen. Denn es ist nicht zu leugnen, daß

mehrere Stellen des Dialogs in das Prunkhafte (Deklamatorische) fallen, daß vorzüglich die Heldinn des Trauerspiels nicht selten wie von der Kanzel herabspricht. Dessenungeachtet erreichte ihn darin kein Dichter der damaligen Zeit.

Was der vollen Theilnahme für die Hauptperson dieses Trauerspiels schadet, ist der Mangel an tragischer Würde und Kraft. Sara weint, jammert zu viel, giebt sich zu leichtgläubig den Täuschungen ihres Verführers hin, setzt seinen gehaltlosen Verheißungen von Wiederherstellung ihres verlornen guten Namens durch priesterliche Einsegnung nur immer Thränen und Vorwürfe, nie festes Bestehen auf ihr Recht entgegen. Dadurch schwächt sie unser Mitleid und unsere Theilnahme. Nur ein einziges Mal tritt sie uns, tiefer einwirkend, nahe, in der Scene mit Marwood. Hier erhebt sie sich über sich selbst, in der ganzen Würde und Macht der beleidigten Tugend.

Auch Mellefont könnte als Wüstling und Lüstling schärfer und hervorspringender ge-

zeichnet sein, ohne darum zu einem tragischen Zerrbilde zu werden. Er ist nur zu sehr ein Geschöpf, das aus sich machen läßt, was man will, fast ohne alle Selbstständigkeit. Das mag freilich menschlich genug sein, aber es ist doch nur ein menschliches, kein tragisches Interesse.

Dem sei indeß, wie ihm wolle! Der einzige Charakter der Marwood ist ein Kunstwerk dramatischer Darstellung, vollendet in allen seinen Theilen, jeder Forderung entsprechend, die Aristoteles dem tragischen Dichter zum Gesetze macht. Da ist in dem ganzen Gemälde kein Zug, der nicht bezeichnete, kein Pinselstrich, der es nicht rundete: überall Wahrheit.

Sich davon zu überzeugen, enthülle man sich diesen Charakter geistig anschaulich (psychologisch), verfolge ihn von seinem ersten Erscheinen an, bis zu seinem Verschwinden von der Bühne. Was treibt diese Furchtbare zu der blutigen That, mit der sie ihre unheilschwangere Erscheinung beschließt? Betrogene

Liebe, gedemüthigter Stolz, Eifersucht und Rache. Von diesen Dämonen stets beunruhigt und verfolgt, wird sie endlich ihnen zum Raube: nun folgt sie ihren Eingebungen mit einer Regsamkeit, einer Thätigkeit, die sie nicht ruhen und rasten läßt. — Und doch ist, so rasch sie fortschreitet, so unverrückt sie ihr Ziel im Auge behält, so unbeweglich Vorsatz und That bei ihr Eins sind, nirgends ein Sprung. Daher ist sie auch in den schauderhaftesten Ausbrüchen der außer sich gesetzten Weiblichkeit kein verzerrtes Menschenbild. Was für Künste der Gefallsucht sie auch anwendet, wie schlau sie auch die Macht ihrer Reize an dem, den sie wieder gewinnen will, geltend zu machen sucht; wie berechnet auch ihre Liebkosungen und Drohungen, zur Erreichung ihres Zweckes, sind; kurz, wie vollendet sie auch in der Kunst der Verführung und Eroberung ist: nirgends ist sie doch eine gemeine Buhlerinn, die es nur auf eine eigensüchtige Eroberung anlegt. Noch mehr. Selbst dann, wenn Vergeltung und Rache nur ihr Herz erfüllen, nur Verderben

ihr Gedanke, Blut und Tod ihr einziger Thattrieb sind, bleibt sie immer ein der menschlichen Natur angehörendes Weib, im Stande gewaltsamer Leidenschaft. Die wildesten Ausbrüche der Rache, der Wuth, der höchsten Empörung ihres Innern können sie uns nicht völlig entfremden; die Menschheit, die Natur des Weibes sind nicht ganz in ihr untergegangen.

Nicht Buhlerinn aus Grundsatz, aus Beruf, es zu sein; nothgedrungen sind die Künste, die sie gegen Mellefont in Thätigkeit setzt, nur Mittel und Wege, den verlornen Geliebten wieder anzuziehen. Nicht sein Gold, seine Reichthümer — er hat deren keine mehr — haben sie ihm nachgebracht. Liebe ließ sie fallen, Liebe sucht den Treulosen wieder auf. In Gefahr, einer Nebenbuhlerinn geopfert, der Schande, der Verspottung ihres Namens für immer Preis gegeben zu werden, forscht sie seinen Aufenthalt aus, findet ihn und lockt ihn wieder in ihre Nähe. Und nun soll er ihr auch nicht wieder entkommen. Mit allen Rei-

zen, die ihn ehemals umgarnten, mit allen Zauberlauten der Schmeichelei, der Liebe, ja der Sinnlichkeit, die ihn sonst in ihren Armen hielten, umstrickt, umkos't, umgirrt sie ihn. Es glückt ihr auf einige Augenblicke; doch bald sieht sie sich zurückgewiesen, fest und bestimmt verabschiedet.

Da steht sie nun wie vernichtet. Sich bald wieder aufrichtend, tritt ein neuer, das Ziel sicherer, wie sie glaubt, erreichender Entschluß vor ihre Seele: die Nebenbuhlerinn soll sie zu ihrem Rechte verhelfen; zu ihr will sie hin, ihr älteres, früheres Verhältniß ihr in einem Lichte darstellen, das ihre Ansprüche gültig, die der Nebenbuhlerinn zu Dunst und Nebel schafft. Sie thut es. Sie hält ihr sogar einen Spiegel vor, in dem die Unglückliche nur ihre Schmach, ihre Ehrlosigkeit und Verachtung vor der Welt sieht. Aber selbst ihr Spiel durch ein zu rasches Hervortreten ihrer Persönlichkeit verderbend, mißglückt auch dieser Entwurf. Verachtet wie eine gemeine Buhlerinn, sieht sie sich wie ein

die Luft verpestendes Ungeheuer. Das ist mehr, als zu tragen sie Kraft und Willen hat. Betrogen um Alles, um Ehre und Liebe, um Ruhe und Lebensglück, verhöhnt als Mensch und Weib, was bleibt ihr übrig, als Rache? Von dieser Furie der Leidenschaften fortgepeitscht, übt sie das gräßliche Gericht der Vergeltung: die Nebenbuhlerinn stirbt von ihrer Hand, fällt, das Opfer empörter Eifersucht, betrogener Liebe. Wir schenken der Geopferten unsere Thränen, wir wenden uns schaudernd von der das Opfer Schlachtenden ab, aber auch ihr können wir unser Mitleid nicht versagen; sie ist, wie jenes, ein betrogenes, liebendes Weib, nur der Raub einer wilden, zerstörenden Leidenschaft.

In dem kleinen Trauerspiele Philotas hat Lessing eine sehr wagliche Aufgabe mit großer Meisterschaft gelöst. Ein junger Königssohn, fast noch ein Knabe, ist der Held des Drama's. Glühenden Thatendurst im Busen, flammende Liebe für Thron und Vaterland im Herzen, stürzt er sich in das Gewühl der

Schlacht, geräth, im Kampf überwältigt, in feindliche Gefangenschaft, und eben dem Throne, eben dem Vaterlande, für den und für das er seine Jugendkraft Preis gab, droht eine größere, offenbare Gefahr. Ein Mittel nur, beide zu retten, ist übrig — freiwilliger Tod. Der junge Held ergreift es. Wie er es ergreift, das war der gordische Knoten, der nicht, auf gut Alexandrisch, zerhauen, sondern besonnen, rein psychologisch, lebendig dramatisch, die Urtheilskraft, die Theilnahme des Lesers und Zuschauers befriedigend, entwirrt werden sollte. Lessing's Genius bewährte sich. Keimen, wachsen, reifen sehen wir diesen Entschluß in des jungen Helden Seele. Aus dem Innersten seiner Natur, seines Charakters, gleichsam vor unsern Augen werdend, tritt die That hervor, kräftig, nothwendig und hochtragisch. Von Anfang bis zu Ende wird unsere Aufmerksamkeit gespannt, unsere Erwartung beflügelt, unsere Theilnahme festgehalten. Mit jedem Auftritte schreitet die Handlung vorwärts, kein überflüssiges Wort, kein bloß schillernder

Farbenprunk, kein müßiger Denk- und Sittenspruch (Reflexion) entfremdet uns von der zum Ziele sich fortdrängenden Beweglichkeit. Und wie gelungen ist hier der Dialog! Wie bezeichnend, gedrängt und ausgebildet, wie, auch ohne metrische Einkleidung, volltönend! Wahre Poesie ist nur die, die uns in die Welt des Dichters, wie in unsere eigene, hinüberzieht, uns in ihr leben und weben läßt, ihre äußere Gestalt sei, wie sie wolle! Wen dieser Philotas nicht so ergreift, der schiebe die Schuld nicht auf den Dichter, sondern auf seine eigene unpoetische Natur.

Durch welchen Urstoff Lessing zu seiner Emilia Galotti angeregt worden, ist bekannt. Virginius und Virginia waren es zuerst, die seinen Dichtergeist bewegten. Sie sollten die tragischen Helden seines Drama werden; doch auch sie nur nach dem Geiste seiner Anschauung. Nur das Ehrgefühl sollte die That des Virginius begründen, Virginia nur als das Opfer rein erhaltener Jungfräulichkeit fallen. So ging er an die

Darstellung der von Livius erzählten Geschichte. Bald aber kam ihm der Gedanke, daß diese Ansicht der That des Virginius zu ihrer Veranschaulichung gar nicht des geschichtlichen Bodens bedürfe, auf dem sie sich ereignete; daß sie sich sehr wohl in eine spätere Zeit, in eine uns nähere Welt verpflanzt, wahrscheinlich gestalten lasse; und der alte römische Virginius ward zum ritterlichen Degen des neuen Italiens, die Heidinn Virginia zur christlichen Keuschheits- und Unschuldsheldinn.

Dagegen erhob sich nun bei der ersten Erscheinung dieses Trauerspieles ein großes Geschrei von Kunstrichtern. Sie bewiesen aus ihrem Livius, daß Odoardo Galotti gar nicht mehr der römische Virginius, seine That bei weitem nicht so beweggrundet (motivirt) sei, als die seines Vorbildes. Sie hatten nicht Unrecht, sie vergaßen nur in ihrer Weisheit, daß der Dichter wohl die altrömische That, aber nicht den sie begehenden Altrömer zum Gegenstande seiner Darstellung machte;

daß er also auch seinem Odoardo andere Beweggründe zur Erdolchung seiner Tochter geben mußte, als jenem zu der seinigen; daß die ganze Fabel seines Drama's, die That abgerechnet, eine ganz andere sei, als das in der Geschichte erzählte Ereigniß. So schweiften die Kunstrichter ganz von der Fährte ab, auf der Lessing sein Ziel verfolgte; der Kunstrichterlein, die reine Saalbaderei schnickschnakten, gar nicht zu gedenken.

Schon vor mehr als vierzig Jahren bestritt ich diese Befehdungen und Einwürfe, nach dem Zeugnisse entschiedener Kunstkenner, mit triftigen Gegengründen.*) Ich kann sie aber, ohne mich selbst auszuschreiben, hier nicht in ihrer Vollständigkeit wiederholen. Nur so viel erhalte seine Stelle, als zur nähern Zergliederung der Lessingschen Dichtung durchaus in den Text gehört.

Hat nun, wie diese Kunstrichter und Kunst-

*) In den dramaturgischen Fragmenten (Grätz 1781).

richterchen verneinen, Odoardo Galotti wirklich nicht so entscheidende, nothgedrungene Gründe, sein geliebtes Kind zu ermorden, als der Römer Virginius? Hat der Dichter diese Ermordung wirklich nicht so gebieterisch und wahrscheinlich vorgeführt, als er sich vorsetzte, und, unserer Denkart, unserm Sittengesetze gemäß, konnte und vermochte? Wir wollen sehen. Diese Herren und Herrchen behaupteten: Emilia's Gefahr, ihre Unschuld und Tugend einzubüßen, sei nicht so entschieden, daß, weder dem Vater, noch ihr selbst, ein anderer Weg zur Rettung übrig bliebe; Odoardo demnach zu schnell, zu wenig begründet, alle Hoffnung fahren lasse. Dem aber ist keineswegs so. Nur zu entschieden schwebt die Gefahr der Entehrung und Schande über Emilia's Haupte, und Odoardo sieht ganz und gar keinen Weg, sie von ihr abzuwenden. Durch Raub und Meuchelmord in die Hände des Verführers gefallen, des Räubers fest umschlungene Beute; unter dem Scheine der Gerechtigkeit von Vater und Mutter getrennt;

unter einem heuchlerisch-bübischen, allen Bedenklichkeiten und Einwendungen des Vaters sich entgegenstellenden Vorwande dem Hause der Grimaldi, dem offenen Tempel des Lasters und der Verführung, zugeführt, sieht er sein Kind umstrickt, ummauert, festgehalten in der Höhle des Räubers. Wo da die Aussicht auf Rettung, wo auch nur der kleinste Strahl von Hoffnung? Selbst der Aufsicht des tugendhaften Camillo Rota und seiner würdigen Familie übergeben, bleibt die Gefahr. Der Räuber ist Fürst, Herr des Landes. Wie seinen Zutritt in das Haus des Unterthans verweigern oder verhindern? Wie ihm Emilia's Anblick, die Unterhaltung mit ihr entziehen? Wie sie, bei diesem Zutritte, sicher stellen, bewahren? Ist der Prinz nicht gewandt in allen Künsten der Verführung? Tönt die Stimme der Leidenschaft und Verführung nicht mit Sirenenlauten von seinen Lippen? Reden seine liebeflammenden Augen nicht eine noch siegendere Sprache, als sein Mund? Hat er nicht die Schmiegsamkeit eines geübten Wüst-

lings, alle Farben und Gestalten anzunehmen, durch die er sich Achtung, Mitleid, Vertrauen gewinnen kann? Wie soll nun die mit der Welt und den Schleichwegen der Verführung Unbekannte, diesem allen widerstehen? ihm Auge und Ohr verschließen? Und wenn sie es nicht kann, wenn ihr Wille und Vermögen dazu zu ermangeln beginnen: ist es wahrscheinlich, daß die Stimme der Tugend in Rota's und der Seinigen ehrwürdigem Munde die Oberhand behalten werde über die Stimme der Verführung, der Leidenschaft, der Liebe und der Jugend? Wer, der die menschliche Natur, die Reizbarkeit eines jungen weiblichen Herzens, die Macht der Sinnlichkeit kennt, dürfte das verbürgen?

Ja angenommen, Emilia halte Stand; stehen diesem begehrenden fürstlichen Wüstlinge, mit Hülfe seines niederträchtigen Kupplers, nicht alle Winkelzüge der das Recht umgehenden Gerechtigkeit zu Gebote, um unter irgend einem neuen gerichtlichen Vorwande sie aus Rota's Hause in eine andere, seinen

Absichten entsprechendere Verwahrung zu bringen? So ist es denn nur ein glückliches Vielleicht, auf das Odoardo seine Hoffnung der Rettung zu gründen vermag, und auf dieses glückliche Vielleicht soll ein Vater von so hohem Ehrgefühle, von so strengen Grundsätzen, es ankommen lassen, ob seine Tochter in Ehren oder in Schanden lebe?

Noch mehr. Hatte man denn gar keine Augen für den, ihm von dem Dichter gegebenen Charakter? Dieser brausende Jünglingskopf mit grauen Haaren, dieser den Verführer und den ihn beherrschenden Helfershelfer so scharf durchschauende, rauhe, gährende, nur von der ihm bedräuenden Entehrung seines Hauses aufgeregte, leidenschaftlich bewegte Krieger, wie kann er über das Rettungsmittel, das ihm, als das Einzige, vorschwebt, erst vernünfteln; wie auf eine bloße, sogar höchst unwahrscheinliche Möglichkeit, seines Kindes Ehre und Unschuld sich selbst und einem blinden Ungefähr überlassen? Ihm ist, was er zu thun sich entschlossen hat, nothgedrungene, un-

vermeidliche That. So wird er zu ihr hingerissen, zu ihr überwältigt. Mehr, als einmal schaudert er vor ihr zurück, selbst da noch, als Emilia sie fordert. Erst, als sie von ihrem warmen Blute spricht, als sie sich selbst in den Umgebungen des Hauses Grimaldi verloren erklärt; ihn mit Bitterkeit an Virginius Römerthat erinnert und mit stechendem Vorwurfe hinzufügt, daß solche Thaten nur von ehedem sind, daß es solche Väter nicht mehr giebt, stößt er ihr den Dolch in die Brust. So ist, was er thut, menschlich, der Natur seines Charakters, der Lage, in die ihn der Dichter gesetzt, vollkommen folgerecht vorgeführt, psychologisch begründet.

Eben so begründet ist in Emilia's Charakter der feste Wille, für die Tugend zu sterben. Wie erscheint sie uns in ihrem ersten Auftritte? Erschrocken, athemlos, außer sich, von der höchsten Leidenschaftlichkeit bestürmt und erschüttert. Welche hohe Reizbarkeit in der Erzählung von ihrem Zusammentreffen mit

dem Prinzen in der Kirche! Ihr ganzes Betragen dort, das Gemälde von ihren scheuen, furchtsamen Blicken auf den Prinzen, dem Zagen, Zittern, dem ganzen bangen Zustande ihres Gemüths: was künden sie dem der Seelenerfahrung Kundigen an, als, ohne daß sie es selbst noch ahnet, geheime Neigung für den Verführer? Nur diese geheime Neigung ist es, die sie so zaghaft, so unmächtig ihrer selbst macht; sie nach dem ersten Blicke, mit dem sie ihn erkannte, keinen zweiten auf ihn wagen läßt. Die Furcht, der Macht seiner lockenden Verführungsstimme ihr Ohr nicht entziehen zu können, zernichtet ihre Andacht, drängt den Wunsch auf ihre Lippen, daß laute Donner sie verhindert hätten, ihn zu hören; die Bitte, daß ihr guter Engel sie mit Taubheit schlagen möchte, wenn auch auf immer. Woher diese Aufwallung, dieser Sturm ihrer innern Beweglichkeit: stände der Prinz nur als Verführer vor ihren Augen; fühlte sich ihr Herz von Verachtung, von Abscheu gegen ihn erfüllt; hörte sie nicht aus seinem Munde die Stimme

der Liebe allein; spräche diese Stimme nicht zu ihr mit einer Gewalt, der nur ihre Frömmigkeit, ihre Tugend entgegenkämpft? Noch einleuchtender beurkundet sich diese überwältigende Furcht vor der Macht der Verführung in ihrem noch ängstlichern Betragen bei der wiederholten Liebeserklärung auf dem Lustschlosse Dosalo. Wie wäre aber diese Furcht in ihr möglich, fühlte ihr Herz, ihr geheimstes Inneres sich nicht in Gefahr? Wie könnte sie sonst so schaudern vor dem Gedanken, in Grimaldi's Haus gebracht zu werden? Wie hätte sich sonst dort so mancher Tumult in ihrer Seele erheben können, den die strengsten Uebungen der Religion nicht in Wochen zu stillen vermochten? Ist dem aber so, wird nicht selbst der Mörder ihres Verlobten — nur Liebe und Marinelli's Verführung haben ihn dazu gemacht — ihr nicht bald in einem weniger strafbaren Lichte erscheinen? Werden seine Schmeicheleien, seine Liebesbetheurungen, die berauschenden Freudenfeste um sie her, der Weihrauch der Vergötterung nicht endlich ihre

Sinne bethören? Wird die laute Stimme der Sinnlichkeit nicht endlich die Stimme der Religion und Tugend überstürmen? Wird das immer wärmer durch ihre Adern rollende Blut, werden seine immer feuriger schlagenden Pulse sie nicht unvermeidlich zum Opfer der Wollust, zum Opfer ihrer eigenen Schwäche weihen? So umher getrieben, so umstrickt und umgarnt, was kann sie retten, als der Märtyrertod für die Tugend, gerechtfertigt, geheiligt sogar durch den Glauben ihrer Kirche? Nichts Schlimmeres, als den Verlust ihrer Unschuld, zu vermeiden, sprangen Tausende in die Fluthen und sind Heilige. Was kann sie anders, als um dieses Märtyrerthum, um diesen Rettungstod, als den einzigen Freund, der ihr bleibt, bitten, und die Hand segnen, die ihr diesen Tod giebt?

Und ist nun nach diesen Ansichten Odoardo's That und Emilia's Streben nach dem Märtyrerthume folgerecht begründet; ist in beiden Charakteren psychologische Haltung nnd Wahrheit: wie hat man ihnen tragische

Würde und Kraft abstreiten können, und wie kann man dies noch thun? Es ist über Kälte, sogar über Frieren der Zuschauer bei der tragischen Endewendung (Katastrophe) geschrieen worden. Unbegreiflich! In was für Händen muß da die mimische Darstellung der Charaktere sowohl, als der Scene gewesen seyn! Das weiß ich, wo Eckhof, Schröder und Charlotte Ackermann den Geist der ihnen gegebenen Charaktere enthüllten und verlebendigten, empfand Jeder, der Augen- und Ohrenzeuge war, tief ihre Wahrheit, ward in dem Innersten seines Gemüths ergriffen und trug einen bleibenden Eindruck davon in seine Behausung zurück. Ich bin mir sogar bewußt, daß selbst die platteste Vertölpelung des alten Degens, die heilloseste mimisch-plastische Verhudelung der Heldinn dieser Dichtung mir das tragische Interesse nicht nehmen konnten. Vor meiner Phantasie schwebten nur des Dichters Schöpfungen, nur die Gestalten, die die Kunst jener Genien vor mir vorübergehen ließ. Beweis genug, daß Frost und

Kälte der Zuschauer nicht von dem Dichter ausgehen, daß es die Schauspieler sind, die ihnen diesen Frost mittheilen; daß das innere Leben dieser Schöpfungen ihre Brust nicht erwärmt und erhoben hat.

Wie Odoardo und Emilia, erfreuen sich auch die übrigen, diesen tragischen Schauplatz betretenden Personen einer gediegenen und vollendeten Charakteristik. Wen spricht nicht Claudia's Darstellung an, in ihrem eitlen Leichtsinne über den Reiztriumph der Tochter im Hause der Grimaldi? in ihrem furchtbaren Erwachen, als sie des Gemals Ahnungen in Erfüllung gehen sieht? in ihrem wilden Mutterschmerze und in dem Aussprudeln ihres Zorns und Abscheus bei dem Anblicke des Meuchlers und Kupplers? Wer erkennt nicht in jedem Zuge des Hettore Gonzaga das treue Bild eines verzogenen und verzärtelten italienischen Fürsten ohne Kraft und Selbstständigkeit? Wie und wo er sich durch Wort und That kund giebt, gleicht er einem schwachen, zerbrechlichen, von jedem Winde der Lei-

denschaft hin und her getriebenen Rohre. Das Etwas vom Geiste in ihm ist von der Herrschaft der Sinnlichkeit überwältigt; er hat gleiche Neigung zum Guten, wie zum Bösen; ist für den Eindruck der Wahrheit empfänglich, wie der Falschheit; bei dem ersten Gedanken eines Verbrechens gewissenhaft zurückschaudernd, aber sein Opfer, wenn es ihm Mittel zum Zwecke wird; frech und schüchtern; aufbrausend und geschmeidig sich fügend; herrisch und unterthänig! Da ist kein Funken in ihm von eigenthümlichem Gehalte. Sein Kopf, wie sein Herz, von fremden Willen gehandhabt, schwanken unschlüssig und unbestimmt auf und ab. Er ist nur beharrlich, wo Beharrlichkeit ihm aufgedrungen wird, und seine Festigkeit nur das Erzeugniß zwingender Umstände und einer ihn am Gängelbande leitenden Ministerwillkühr. So kündigt er sich an, wenn wir ihn zuerst erblicken; so bestätigt er sich, wenn die Beute seiner Begier, mit Blut bedeckt, vor ihm liegt. — Die Gräfinn Orsina kann als eine ganz neue Erscheinung auf

dem deutschen Theater gelten. Noch hatte kein deutscher Bühnendichter den Wahnsinn, wenn ich mich so ausdrücken darf, dramatisirt, ihn — denn als Sache war er wohl schon manchmal mit untergelaufen — persönlich gestattet. Auch überraschte diese bisher unerhörte Erscheinung Kritiker und Zuschauer nicht wenig. Sie lag so ganz außer dem Gebiete des bis dahin theatralisch Zulässigen (Konventionellen), daß die ersten, wie die letzten, in ein gleich verwunderndes „ah!“ ausbrachen. Indeß mußten jene, so sehr sie auch anfangs ihre weisen Häupter schüttelten, doch eingestehen, daß sie eine rein dramatische Gestaltung sei. Was man Lessing späterhin so oft zum Vorwurfe gemacht hat, daß in seinen dichterischen Gebilden sein Verstand zu sehr die Phantasie überherrsche, das war es gerade, was hier seiner Schöpfung die dramatische Haltung und Gewähr gab. Eben weil diese nicht mit jenem davon lief kam in sie die Uebereinstimmung in ihren kleinsten Theilen, ihren zartesten Schattenlinien (Nüancen), die

sie selbst in den Sprüngen des Wahnsinns zu einer psychologisch ebenmäßigen Charakterdarstellung veranschaulichten. Ihr scheinbar so widerstreitend aus Liebe und Gelehrsamkeit erzeugter Wahnsinn ist durchaus nicht so fremdartig, als er, obenhin betrachtet, uns dünken mag. Nicolai*) fand, um ihn dieser Fremdartigkeit zu entkleiden, in der von ihm überwältigten Unglücklichen die femme à prétention aus. Sie habe, meint er, um etwas zu sein, sich der Gelehrsamkeit beflissen, doch aber zu viel Lebensart besessen, um damit glänzen zu wollen, sich also bei Hofe nie etwas davon merken lassen. So sei sie also bemüht gewesen, nur gerade so viel Geist zu zeigen, als ihre Schönheit zu beleben, ihren Einfluß zu erhöhen, ein unerlaßliches Mittel schien. So sei es ihr denn auch mit dem Prinzen und der Herrschaft über ihn gelungen bis zur An-

*) S. Gotthold Ephraim Lessing's Briefwechsel mit Ramler, Eschenburg, Nicolai.

Annäherung der traurigen Vierzig. Jetzt plötzlich entdeckend, der fürstliche Liebhaber entziehe sich allmälig ihrer Obergewalt, eine neue, jüngere, blühendere Schönheit halte ihn in ihren Fesseln, verliert sie ihres Geistes und Herzens Gleichgewicht. Eifersucht und Verzweiflung regen sie bis zum Wahnsinne auf. In diesem Wahnsinne tritt sie aus dem Charakter der feinen Welt- und Hofdame; sie fängt an, Kenntnisse auszukramen, die sich für eine Frau ihres Standes, für die Welt, in der sie sich bewegt, ganz und gar nicht ziemen, und stellt in dieser Selbstvergessenheit ihre Gelehrsamkeit zur Schau.

Nicolai hat nicht ganz Unrecht. Nur greift er fehl, wenn er die Gräfinn Orsina für eine femme à prétention von jeher erklärt; wenn er annimmt, sie habe sich schon vor ihrer Verstandesverirrung auf Gelehrsamkeit gelegt. Davon kommt bei dem Dichter auch nicht der leiseste Wink vor. Eine geistvolle Frau war Orsina unstreitig von jeher, und im Besitz aller eine schöne Frau anziehend

bildenden Talente. Eine eigentlich gelehrte Frau aber war sie sicher nie, eben, weil sie sich nichts davon merken ließ. Das streitet ganz gegen den Charakter einer gelehrten Frau, ganz gegen die Natur weiblicher Gelehrsamkeit. Fast alle Frauen dieser Gattung verleugnen die reine Weiblichkeit, sie werden zu Zwittergeschöpfen, Mannweibern, die sich ihrem Geschlechte entfremden, und anstatt den Mann anzuziehen, ihn zurückstoßen.

Erst dem traurigen Vierzig nahe, von ihrem Spiegel belehrt, daß die Zeit ihrer Blüthe, ihrer Schönheitsglorie vorüber sei, ward Orsina zur femme à prétention. Der prometheische Funken, der sonst ihre Augen so siegend belebte und beseelte, glimmte nur noch; die Rosen ihrer Wangen verbleichten, der gefiederte Spott auf ihrem witzsprühenden Munde, versendete, seiner Jugendanmuth beraubt, nur noch stumpfe Pfeile. So war der alte Zauber, der den fürstlichen Lüstling ihrer Herrschaft unterwarf, dahin. Er bedurfte neuer Fesseln. Seine Sinnlichkeit

war nicht mehr zu gewinnen. Sie mußte suchen, seine Phantasie zu umspielen, sich ihm als ein Wesen zu idealisiren, über das weder Zeit, noch Verfall Macht habe, in welchem der innere Reiz den äußern überlebe, um so sich über jede Nebenbuhlerinn den Vorrang zu versichern. Der Talismann geistig erhöhter Schönheit mußte jetzt auf ihn einwirken, ihn überraschen, blenden, festhalten. So legte sie sich jetzt auf wissenschaftliche Bildung, modelte sich zur philosophischen Denkerinn um. Darauf bezieht sich denn auch Marinelli's „Sie hat zu den Büchern ihre Zuflucht genommen, und ich fürchte, die werden ihr den Rest geben," und des Prinzen Anwort: „so wie sie ihrem armen Verstande auch den ersten Stoß gegeben." — Ihre gelehrten Erörterungen, ihre philosophischen Verhandlungen sind ihm so neu, daß er sie für die ersten Anwandlungen ihres Wahnsinns hält. Läßt es sich nun wohl denken, daß Orsina ihre Gelehrsamkeit, wenn sie schon früher in dem Besitze derselben war, und sie aus Weltton

vielleicht in den öffentlichen Gesellschaftskreisen des Hofes verbarg, auch in den engeren, vertraulicheren Unterhaltungen mit dem Geliebten nie zur Sprache gebracht haben werde? Durchaus nicht. Erworbene Kenntnisse, wie einen verborgenen Schatz in sich verschließen, sie nie ans Licht treten lassen, streitet gegen alle Natur. Wer da weiß, theilt, was er weiß, mit, oder sein Wissen ist ein todtes Kapital. Orsina's Gelehrsamkeit ist also ein erst später erworbenes, nicht schon früher besessenes Gut. Sie ergriff es, als das letzte Verzweiflungsmittel zur Wiederunterjochung des Prinzen. Es schlug fehl, wie gewöhnlich das verunglückt, was uns die Verzweiflung eingiebt. Was den Flüchtling wieder anziehen sollte, stieß ihn nur noch mächtiger zurück. Wie war das auch anders möglich? Was die gute Dame für ihre Gelehrsamkeit hielt, war nur das Ergebniß ihres überladenen Verstandes, ihr nur halb klar geworden, nur Weisheitschillern. Nun kramt gerade halbe Gelehrsamkeit sich am liebsten aus, wird aber auch eben

dadurch um so lästiger. Konnte es fehlen, daß es auch Orsina wurde? daß der fürstliche Liebhaber es sie fühlen ließ? daß Orsina sich nun um so gedemüthigter sah? daß nun ihre halbe Gelehrsamkeit zum entschiedenen Wahnsinne gediehe? Wie begreiflich! Statt ihr vorgestecktes Ziel zu erreichen, sahe sie sich gänzlich von ihm hinweg geschleudert. Zu welcher Bitterkeit mußte das ihr Gemüth stimmen, ihre Nerven spannen, und wie unausbleiblich mußte diese Spannung ihre Phantasie zerrütten!

So ist ihr Spiegel der Urquell ihres Wahnsinns. Der Anblick ihrer verblühenden Schönheit treibt sie zu dem Eroberungsplane durch Gelehrsamkeit; sein Mißlingen zur völligen Verstandesverwirrung. Daher ihre Erbitterung, wenn Marinelli diese Saite berührt. Eben ihre Gelehrsamkeit hat den treulosen Flüchtling ganz und entschieden von ihr abgewandt. „Ist es wohl noch Wunder," sagt sie im schneidenden Gefühle ihres Mißgriffes, „daß mich der Prinz verachtet? Wie kann ein

Mann ein Ding lieben, das, ihm zum Trotze, auch denken will? Ein Frauenzimmer, das denkt, ist eben so ekel, als ein Mann, der sich schminkt. Lachen soll es, nichts, als lachen, um immerdar den gestrengen Herrn der Schöpfung bei guter Laune zu erhalten;" und ein schallendes Hohngelächter fogt dieser Gallausladung. Die Schlangen der Eifersucht und Rache werfen sich an ihre Brust, ihre Liebe wird Haß. Büßen soll der Verräther, das Herz zu schlagen aufhören, das er, wie ihr, einer Jeden versprach, und Keiner gab. Darum kommt sie nach Dosalo. Weh ihr! Sie wird abgewiesen. Ins Gesicht sagt ihr der Treulose, daß er für sie keine Zeit habe, daß andere Dinge ihn jetzt beschäftigen. Neue, unerhörte Demüthigung! Sie steht, wie von ihr niedergeschmettert. Da stellt sie Marinelli's Unbesonnenheit dem Vater der Unglücklichen gegenüber, die des Verführers neue Beute werden soll. „Ha willkommen!" ruft sie, enthüllt ihm Meuchelmord und Verführung, empört ihn, wie sich, zu Schmerz und Wuth,

und giebt ihm den Dolch der Rache in die Hand, der nachher das blutige Werkzeug der Ehren- und Unschuldrettung wird. Betrogene Liebe, Eifersucht sind der Grundstoff ihres Wahnsinns, der Schauprunk der Gelehrsamkeit giebt nur die Schlaglichter in ihm.

Sonderbar ist es übrigens, daß ich die Schauspielerinn erst noch kennen lernen soll, die diesen Charakter vollständig aufgefaßt und verstanden hätte. Von so Vielen ich die Orsina sahe, nur theilweise stellten sie des Dichters Schöpfung dar, nur in Momenten glänzten sie. Der ganze Geist der dichterischen Darstellung kam nicht über sie. Sie ließen eine Wahnsinnige über die Bühne gehen, nur keine Orsina. Der Grund liegt wohl darin, daß der Charakter zu viel psychologische Tiefe hat.

Fast eben so neu, als Orsina's Erscheinung, war die des Marinelli für deutsche Zuschauer. So treu, so grundeigenthümlich der Welt, der sie entnommen worden, sahe noch kein deutsches Auge Hofschranzen- und

Fürstenkupplernatur. In der Hofluft geboren, aufgewachsen und erzogen, zu einem Höflinge, im ganzen Sinne des Wortes, gediehen, ist er zum Kammerherrndienste hinaufgekrochen, hat er sich zum Fürstengünstlinge hinaufgeschmeichelt und hinaufgesündigt. Bald durch seine Dienstfertigkeit jeder Art, auch der schlechtesten, zum Herrn seines gebietenden Herrn geworden, spielt er mit seinen Launen, Begierden und Lüsten, und leitet sie, wie sie ihm zu seinen eigenen Zwecken taugen und nützen. Mit der schlangenartigsten Gewandtheit weiß er ihn von allen Seiten zu fassen. Wo er ihn hin haben will, dahin listet und ränkelt er ihn gewiß, wie er sich auch sperre! Dafür läßt er sich aber zu Zeiten Mißmuth, Spott und Hohn, Kränkungen und Beleidigungen gefallen, ermangelt indeß auch nicht, gelegentlich zurückzugeben, was er empfangen hat. Welchen Entwurf er fassen möge, irgend einen Zweck zu erreichen, er ist der Ausführung sicher, denn alle Künste der Verschlagenheit, der Ueberredung stehen ihm zu Gebote. Er kennt

den Boden, auf dem er sich bewegt, jeden Schleichweg, der ihn sicher zum Ziele führt. Mit unbezwinglicher Gegenwart des Geistes lenkt er, selbst auf einen Querpfad verirrt, wieder in das rechte Geleise seines Weges, weiß sogar widrige Zufälle zu seinem Vortheile zu benutzen. Die Kunst der Höfe, das Getriebe der Leidenschaften schlau zu verbergen, Freundschaft zu heucheln, wo im Herzen der Feind lauert, Verrath und Trug hinter der Larve des Diensteifers und der Offenheit zu verstecken, hat er bis zur höchsten Vollendung erlernt. Keck in Worten und feig in der That, ein demüthiger Diener und ein hochfahrender Herrschling, Kuppler und Mörder in einer Person, stellt er sich, wo wir ihn handeln und vor uns sich bewegen sehen, ganz als einen der Jammermenschen dar, denen einen Schlüssel an dem rechten Rockschooße, ein Paar Bänder im Knopfloche und einen Stern vor der Brust tragen, das summum bonum des Menschenglückes ist, wie es auch gewonnen werde! Nicht wie, daß man es besitze, gilt es, und da ist es völ-

lig gleichgültig, ob verdienstlich, oder erschlichen, ob erworben, oder erkrochen! So denn auch dieser Marinelli, als treuer Spiegel hofschranzischer Erbärmlichkeit und Nichtswürdigkeit.

Mit Recht nannte Wieland diese Emilia Galotti ein opus novem caelatum musis. Was sie schon bei ihrem ersten Erscheinen war, wird sie bleiben für alle Zeiten: ein unerschöpfliches Studium für den dramatischen Dichter, den Schauspieler und den Kunstrichter. Der tiefste Beobachtungsgeist, die feinste Kenntniß der menschlichen Natur, der Leidenschaften und ihres Getriebes; die treffendste, veranschaulichendste Versinnlichung des Beobachteten; der reinste, unverkünsteltste Ausdruck der Empfindung im Sinne und Tone des vorgeführten Charakters, geben ihr den Stempel der Meisterschaft, der vollsten Gediegenheit. Von dem Prinzen bis zum Banditen herab, bewegen sich vor uns Menschengebilde, treue Abbilder der Welt, aus der sie genommen sind. In dem Dialoge ist jedes Wort

an seiner Stelle, die Personen sprechen, nicht der Dichter in ihre Person versteckt. Nirgends leeres Bilder- und Metaphernspiel, überall Bezeichnung und Bewahrheitung des Sprechenden. Wohin in diesem klassischen Dichterwerke das prüfende Auge fällt, begegnet ihm des Ganzen Ein- und Zusammenklang, bis auf die kleinsten, verlorensten Züge nicht zu verkennende Wahrheit. Je öfter man es liest, je tiefer man in den Geist desselben eindringt; desto größer wird der Gewinn für die Erkenntniß, desto reicher die Erfahrung im Gebiete der Seelenkunde.

Wahr ist es allerdings, daß auch hier Lessing's dichterische Phantasie sich seinem Verstande untergeordnet zeigt. In seinen lebhaftesten Auffassungen des Lebens und der Natur erhält er sich die Herrschaft über jene und wacht über ihre Begrenzung. Er ist, wie überall, mehr philosophischer, als, um der neuen poetischen Schule ein Kunstwort abzuborgen, poetischer Poet. Seiner Philosophie dankt er seinen dramatischen Genius.

Vermöge seines philosophischen Geistes übt er die dichterische Kraft in keiner Gattung der Poesie, ohne vorher ihren Zweck, ihre eigenthümliche Natur zu untersuchen, und aus dieser Untersuchung den Lehrbegriff von ihr festzustellen. Er strebte überall nur nach Wahrheit und nach Wirkung durch sie. Nicht nur das delectare durch die Poesie an und für sich, ihre höchstmögliche Einwirkung auf Phantasie und Herz war sein Streben. Nirgends aber offenbart sich das so sichtbar, als in den dramatischen Erzeugnissen, die auf seine Uebersetzung des Diderot folgten. Durch ihn ward er gleichsam dem französisch dramatischen Himmelsstrich entrückt, dessen Einfluß seinen früheren dramatischen Arbeiten noch immer anzusehen war. Das gesteht er auch selbst ein. Lag gleich ein Theil der Diderotschen Ansichten und Entwickelungen schon urthümlich in seiner Seele, die französische Philosophie gab ihnen doch ihre völlige Bestimmtheit und Festigkeit. Dadurch bekam sein Hang, seine Vorliebe für die dramatische Poesie einen

noch regern, thätig wirkendern Schwung. Sie erschien ihm nun auch von einer ehrwürdigen Seite, von einem höhern, lichtvollern Standpunkte, und Minna von Barnhelm, Emilia Galotti erschienen als die ersten Sterne der neugebornen, geist- und gehaltvollen dramatischen Literatur auf deutschen Grund und Boden.

Warum mußten fehlgeschlagene Hoffnungen, Verstimmung und Erbitterung ihn von dieser so ruhmvoll betretenen Laufbahn abziehen? Der Verlust, den das deutsche Theater dadurch erlitt, ist wahrhaft zu beklagen. Was haben die an ihm zu Rittern gewordenen Tadler und Herabwürdiger seines unbestreitbaren Talents hervorgebracht, das sie dem, was er zur Zeit seiner Reife gab, psychologisch und kritisch gewogen, an die Seite stellen könnten? Ihnen den Spiegel der Selbsterkenntniß vorzuhalten, habe ich Schritt vor Schritt zu entwickeln versucht, daß und warum er ein großer, sinn- und geistvoller dramatischer Dichter war. Möge ich sie immerhin nicht

zur Erkenntniß bringen, mögen sie fortfahren, ihn einen verschollenen, bloßen Verstandespoeten zu schelten! Mögen sie meinen Geschmack als altfränkisch, alles poetischen Sinnes beraubt, belächeln! Das Wort, das ich über den großen Deutschen aussprach, ging aus meinem unablässigen Studium seiner Werke, aus meiner innersten Ueberzeugung hervor. Sie mögen versuchen, es zu bestreiten, es wird dennoch gegen alles, was sie dagegen vorbringen können, bestehen.

Wenn, nach dem Ausspruche dieses trefflichen Geistes, nicht jeder Kunstrichter ein Genie, jedes Genie aber ein geborner Kunstrichter ist: so hat er wahrlich sich als ein solches und einen solchen glorreich bewährt. Als dramatischer Kunstrichter stand er und steht er noch immer einzig und unübertroffen da. Schon in seinen Stuttgarder Beiträgen und seiner theatralischen Bibliothek leuchtete sein kritischer Scharfsinn in die Augen, in seiner Hamburger Dramaturgie verklärte er sich zum vollen Tage. Was

sie für Dichter und Schauspieler wurde, ist seitdem kein dramaturgisches Werk wieder geworden, klassisches, für alle Zeit geltendes Lehrbuch. Was auch nach ihr Geistvolles, Gedachtes, Inhaltreiches im Fache der Theaterkritik erschien: eine solche Schatzkammer von Gelehrsamkeit, Scharfsinn und kritischer Durchschauung trat nicht wieder an das Licht. Wer hätte, wie er, so tief aus der Quelle geschöpft, so genau geprüft und und untersucht? wer so vielseitigen Stoff aufgefunden für Erkenntniß, Anschauung und Unterricht? Und welch eine gewandte Behandlung zur Begründung der aufgefundenen, welche Gediegenheit der von ihm aus dem Schachte der Erkenntniß empor geförderten Wahrheit! Nach und nach sehen wir ihn den Schatz heben, allmälig der Göttin Schleier lüften, mit bescheiden zögernder Hand ihren schönen Gliederbau enthüllen, bis sie endlich in ihrer ganzen Hoheit und Würde vor uns da steht.

Die Aufstellung seines dramatischen Glaubensbekenntnisses in der Entwickelung der Ari-

stotelischen Trauerspielstheorie ist ein Meisterstück kritischer Untersuchung. Alles gestaltet sich in ihr zur Klarheit, zur vollen Anschauung. Jedes Doppelsinnes, jeder Mißdeutung entkleidet, geht der griechische Philosoph aus ihr hervor. Warum und wie das Trauerspiel Furcht und Mitleid erregen und durch diese Erregung die Leidenschaften reinigen soll, wird mit einer Bestimmtheit und Genauigkeit enthüllt, die sein tiefes Eindringen in den Aristotelischen Lehrbegriff bis zur Geistesaugenscheinlichkeit (Evidenz) darthut. Der Erweis der Gründlichkeit dieser Theorie durch die griechischen Tragiker setzt dieser scharfsinnigen Enthüllung die Krone auf.

Mit gleicher Wahrheit und Begründung verbreitet er Licht und Klarheit über Hurd's und Diderot's Lehrsätze der dramatischen Dichtkunst. Wo er Zweifel gegen sie laut werden läßt, thut er es mit einem Gehalte, einem Gewichte, die uns unwiderstehlich auf seine Seite neigen. Der innere Mensch des von ihm bestrittenen Wahrheitsforschers

wird

wird in seinem ganzen geistigen Leben in dem Spiegel der Erkenntniß von ihm aufgegriffen, und sein scharfsichtiges, helles Auge, nur selten fehlblickend, erkennt fast immer nur das Rechte und Wahre.

Die tragischen Götzen der französischen Bühne büßen freilich vieles von ihrer Oberherrlichkeit bei ihm ein. Uebel spielt er ihrem Aristotelischen Flitterstaate mit. Unsanft durchgreift er diesen Dunst- und Nebelgötterschein. Die sogenannten Eingeweihten in die Mysterien der Aristotelisch-tragischen Kunst werden zu Formbildnern, zu bloßen Nachgauklern der griechischen Tragiker, die von dem Baume der Erkenntniß, den Aristoteles in den Garten der tragischen Göttin pflanzte, nur die Blätter, nicht die Früchte pflückten.

So scharf und beißend man aber auch die Lauge finden möge, mit der Corneille und Voltaire von dem deutschen Dramaturgen beträufelt wurden, wer darf sagen, daß da, wo er sie so über sie ausgoß, sie ihnen nicht gebührt hätte? Jede Schuld, die er ihnen

auf den Kopf zusagt, jede ihrer Versündigungen gegen Natur und Wahrheit, gegen den Geist des Drama, steht erwiesen da. Die Ueber- oder Untermenschlichkeit ihrer meisten tragischen Helden, die so oft gegen alle Erfahrung und Menschenkenntniß streitende Darstellung der Leidenschaften, und der daraus entstehende Mangel an wahrem Tragischen werden unleugbar vor Augen gelegt.

Die Kritik der Schauspieler, so schonend, mild und sanft sie auch war, mußte Lessing bald aufgeben. Belehrung war nicht zu hoffen. Dieses irritabile genus hatte schon damals nur Ohr für Lob und Preis. Es verschmähte die Belehrung, wenn es sie aus der Erkenntniß seiner Fehler schöpfen sollte. Es gab freilich ehrenvolle Ausnahmen; aber ihre Zahl war eben so klein, als die der wahren Künstler. Die der Belehrung und Zurechtweisung am meisten bedurften, verschmähten sie, und Lessing überzeugte sich, daß die Kritik, der er alles schuldig zu sein glaubte, was er war, für sie weder

Werth noch Geltung hatte. So überließ er sie ihrer Unverbesserlichkeit, der unüberwindlichen Neigung, statt mimische Darsteller nur Komödianten, recht eigentlich Schauspieler, Spieler zur Schau, zu sein. Was konnte er auch Weiseres thun? Kein Mann von Geist verschwendet Zeit und Wort für — nichts.

Vor allem hervorragend und eigenthümlich bezeichnet Lessing's schriftstellerischen Charakter der Trieb, die Wahrheit streitend aufzusuchen. Falsa cognoscere est primus sapientiae gradus, war gleichsam sein Wahlspruch. Durch die Erkenntniß des Falschen förderte er die Erkenntniß des Rechten. Um diesem den Sieg gewinnen zu lassen, mußte jenes bekämpft werden. Befehdend oder vertheidigend, verneinend oder berichtigend trat er auf. Entweder hob er Mißverständniß auf, oder gab dem noch Zweifelhaften Bestimmtheit und Begründung. Er bedurfte durchaus eines Gegners. Wo sich ihm keiner entgegenstellte, suchte er sich ihn

auf. Für ihn lebten selbst noch die Todten, wenn eine falsche Anklage, eine unstatthafte Beschuldigung sie traf, irgend eine Verkennung oder eine nur halb wahre Rüge ihren Namen und ihr Andenken befleckte. So war er schon in dem frühesten Beginnen seiner literarischen Thätigkeit ein Retter des Horaz, Lemnius, Cardanus. Nie war, so lange er von den Schätzen seines Geistes und seiner Erkenntniß mittheilte, auf dem deutschen Pindus Friede. Nicht Streitsucht, nicht gelehrter Neid, nicht Kenntnißkrämerei, nicht besserwissenwollende Selbstsucht leiteten ihn. Einen bescheidenern Untersucher, einen dünkelfreiern Streiter hat es schwerlich je gegeben. In einer sichern, festen Hand hielt er das Kampfschwert, mit dem Bewußtsein seiner vollen Kraft trat er in die Schranken; aber nie erlaubte er sich ungerechte Waffen, nie pochte er auf seine Kraft, noch schritt er mit ihr stolzirend einher. Seinen Gegenkämpfer mit durchdringendem Scharfblicke messend, entging ihm keine seiner Blößen, gestand er ihm keinen Fußbreit

Boden mehr zu, als er behaupten konnte; nie aber übervortheilte er ihn, nie stahl er seinen Sieg, sondern erfocht ihn ehrlich und ritterlich.

Beweise davon geben seine Untersuchungen über den ineptus religiosus, seine Beurtheilung der Messiade, sein Antheil an den Literaturbriefen. Unbestechliche Wahrheitsliebe, strenge Unpartheilichkeit sind seine Führer. Sein Scharfsinn macht alles klar, sein Witz belebt alles, sogar der Spott treibt sein Spiel. Doch auch dieser, weit entfernt von Höhnelei (Persiflage) und Verkleinerungskitzel, tritt nie über die Grenze, beleidigt nie. Nur, wenn Uebermuth, Unwissenheit, Dünkel, Händel- und Verketzerungssucht ihr Banner gegen ihn aufpflanzten, die Lange, die Klotze, die Riedel, die Göze sich unberufen auf dem Kampfplatze vor ihm auf und ab tummelten, griff seine Hand, statt nach dem Schwerte, nach der Geißel, drang sein Witz zweischneidig auf sie ein, tauchte er seinen Spott in Galle.

Der schneidende, grelle Ton von dem er sich in seinem Vademecum für den Pastor Lange,*) gegen diesen sogenannten deutschen Horaz und seine unzeitige Empfindlichkeit hinreißen ließ; der zernichtende Hohn, der in seinen Streitschriften mit Klotz und seinen Spießgesellen so stechend das Zepter schwingt; der niederschmetternde Straf uud Züchtigungsarm, welchen er den Hamburger Senior und die ihm ähnlichen Zionswächter fühlen ließ, ist nirgends so und in dem Maaße Geist und Charakter seiner übrigen kritischen Untersuchungen. Seine Erinnerungen gegen Winkelmann, Caylus, Spence, Addison und Pope im Laokoon haben alle den Stempel der Bescheidenheit, des Anstandes, der ruhigen Prüfung.

Die Macht seines Genius, sich überall

*) Mit Recht und weiser Umsicht hat es der würdige Beförderer der neuen Ausgabe der Lessingschen Schriften, als für die jetzige Lesewelt ohne Bedeutung und Werth, der Vergessenheit übergeben.

Bahn zu machen, von jedem Baume der Erkenntniß, auf welchem Boden er wachse, die Frucht Bewährung zu brechen, und auf einem von ihm noch unbetretenen Lande sich Heimath, Sitz und Stimme zu gewinnen, verherrlichte sich in seinem Laokoon mit einer Licht- und Siegesfülle, die den Kenner und Nichtkenner entzückte, den unpartheiischen Prüfer mit Bewunderung und den nur nach Tadel Lüsternen mit Neid und Scheelsucht erfüllte. Ein vollendetes Kunstwerk, wie das, von dem er mit seiner Untersuchung ausging, tritt diese vortreffliche Schrift vor unsere geistige Anschauung. Wo man sie aufschlage, von ihrem ersten Beginne bis zu ihrer Beendigung: Gedankenreichthum, Ideenfruchtbarkeit, sinnreiche Zweifel, geistvolle Lösungen! Wie scharf, und doch, wie nach dem innersten Wesen beider Künste bestimmt, die Grenzlinie zwischen Malerei und Dichtkunst! Und das Hervortreten des Ganzen Schritt vor Schritt, das Entstehen und Werden, das immer lebendiger und frischer sich Gestalten des Ergebnisses: wen

reißt das alles nicht mit sich fort und hält ihn fest? Wen entläßt es unbelehrt, mit unbefriedigtem Durste nach Erkenntniß und Wahrheit? Die Klarheit, Gediegenheit und Grazie des Vortrags sind ein neues Siegel der Vollendung.

Was Lessing in dieser Untersuchung sich zum Ziele setzte, die nähere Bestimmung des ersten und höchsten Zweckes der schönen Künste, hat er, den Geist seiner Bestimmung aufgefaßt, triftig und anschaulich dargethan. Auf den Erkenntnißsatz: „das erste Gesetz der bildenden Künste war nicht, wie Winkelmann meint, edle Einfalt und stille Größe in der Stellung und dem Ausdrucke, es war Schönheit," baut er seinen Kunstbegriff und entwickelt ihn mit jedem Schritte einleuchtender zum Gesetze, ganz dem Charakter gemäß, den die Griechen in ihren Kunstwerken vor unsere Anschauung gebracht haben. Keine das Gesicht verzerrende Leidenschaft, keine die Schönheitslinie verrückende gewaltsame Körperstellung entschönt ihre Kunstwerke; nie schändete sie Wuth

und Verzweiflung. Ihr donnernder Jupiter war bei dem Artisten, wie bei dem Dichter, nur der ernste; den Jammer milderten sie zur Betrübniß. Selbst wo sie die Darstellung desselben nicht vermeiden konnten, waren es nicht die Augen, die sie zu Zeugen machten, die Phantasie setzten sie dazu in Thätigkeit, und ließen diese nur errathen, was jene nicht sehen durften. Den Ausdruck des höchsten Jammers in dem Antlitze des Vaters zu vermeiden, verhüllte Timanthes in dem Gemälde von der Opferung der Iphigenia Agamemnon's Gesicht. Es hatte die Grazien der Kunst verdrängt. Das Gesetz der Schönheit forderte dieses Opfer. Ihm, als dem höchsten Ziele der Kunst, mußte sich der Künstler unterwerfen.

Noch in die Augen springender bewährt sich das in dem Kunstwerke Laokoon. Hier galt es sogar den Ausdruck körperlichen Schmerzes. Der Künstler, jedem Entstellenden und Empörenden auszuweichen, setzte ihn auf den herab, der, statt Schauder und Ent-

setzen, Mitleid einflößt: er läßt den Laokoon nicht schreien, nur seufzen. Nun wendet man sein Gesicht nicht mit Unlust von ihm ab, man verweilt, von dem süßen Gefühle des Mitleids gereizt, gern auf ihm.

Hieraus nun folgert Lessing: Da der Künstler, besonders der Maler, nur einen Augenblick und diesen nur in einem einzigen Gesichtspunkte brauchen kann; da seine Werke nicht bloß erblickt, sondern auch betrachtet und lange und wiederholt betrachtet werden sollen: so muß dieser Augenblick, dieser Gesichtspunkt der fruchtbarste sein, ein solcher, welcher der Einbildungskraft das meiste freie Spiel läßt. Viel sehen muß der Beschauer, noch mehr hinzudenken, ja noch mehr hinzudenken können, als er zu sehen glaubt. Der Ausdruck der Leidenschaft aber auf der höchsten Staffel tritt der interessanten Geschäftigkeit unseres Geistes und unserer Phantasie in den Weg. Noch mehr, die Kunst giebt diesem einzigen Augenblicke eine unveränderliche Dauer, folglich kann nichts Vor-

übergehendes ihr Vorwurf sein. Der höchste Affekt ist ein solches Vorübergehendes. Den Ekel und die Unlust zu hindern, die aus dem beständigen Wiederanblicke entstehen, wird der weise Künstler nie das Aeußerste erblicken, er wird es den Betrachter hinzudenken lassen. So unsere Phantasie thätig erhaltend, wird er nur immer neue Veranlassung geben, die dargestellte Scene uns auszudenken, auszugestalten.

Der Dichter hingegen, dem zur Nachahmung das ganze Reich der Vollkommenheit offen steht, bewirkt unsere Theilnahme durch weit edlere Eigenschaften. Er hat es weniger mit dem Sinne unsers Gesichts zu thun, und nichts nöthigt ihn, sein Gemälde in einen einzigen Augenblick zusammen zu drängen. Darum kann auch der Laokoon des Virgil schreien, ohne unsere Einbildungskraft zu beleidigen. Bei dem erzählenden Dichter geht dies Schreien vorüber und ist der rasche Ausdruck des körperlichen Schmerzes; dem dramatischen Dichter kommt dieser Freibrief nicht

zu. Ein Anderes ist die Erzählung von Jemandes Geschrei, ein Anderes das Geschrei selbst. Dort glauben wir nur, schreien zu hören, hier hören wir's wirklich. Aber dieses wirkliche Hören beleidigt unser Ohr und unser Auge zugleich, indem wir den, welcher schreit, auch erblicken. Ein schreiender Laokoon auf der Bühne steht also mit der Kunst des Drama in gleichem Widerspruche.

Der für den Sinn des Gesichts arbeitende Künstler bedarf zur Versinnlichung der Götter, oder bloß dem Begriff abgezogener Wesen der sie bezeichnenden Andeutungen (Attribute); der Dichter hingegen kann keinen Gegenstand brauchen, der nur gesehen wird. Er darf nur sagen, wie diese Wesen heißen, was sie thun. Er kann entbehren, was jenem die Noth aufdringt.

Der Künstler malt, der Dichter malt, jener mit Farben, dieser mit Worten. Das Gebiet des Malers ist Raum, das Gebiet des Dichters Zeitfolge. Bei jenem steht die Handlung still und ihre verschiedenen Theile

entwickeln sich neben einander im Raume; bei diesem schreitet sie fort und ihre verschiedenen Theile entfalten sich auf einander in der Folge der Zeit. Jene Kunst stellt Körper, diese Handlungen dar.

Da dem nun so ist, so gehört die Schilderung körperlicher Schönheit auch nur in das Gebiet der Malerei. Nur in ihren Darstellungen kann die übereinstimmende Wirkung mannigfaltiger Theile auf einmal übersehen werden. Sie liegen neben einander. Der Dichter hingegen, nur vermögend, die Elemente der Schönheit nach einander zu zeigen, muß sich der Schilderung der körperlichen Schönheit enthalten. Vergebens ist der Versuch, diese nach einander geordneten Elemente in einen Ueberblick zusammen zu drängen. Es geht über die Grenzen der menschlichen Einbildung, sich vorzustellen, wie die geschilderten Augen, die Nase, der Mund zusammen aussehen. Nur durch ihre hervorgebrachte Wirkung vermag der Dichter uns körperliche Schönheit zu versinnlichen, nur durch die Verwandlung der Schön-

heit in Reiz, der nichts anders, als die Schönheit in Bewegung ist. Des Malers Gestalten sind Gestalten ohne Bewegung; diese kann er nur errathen lassen.

Ist nun Schilderung körperlicher Schönheit Erb- und Eigenthum des Malers, so widerspricht die Schilderung körperlicher Häßlichkeit dem Zwecke seiner Kunst, die nur angenehme Empfindungen erregen soll. Sie beleidigt unser Gesicht, widerspricht unserm Geschmack an Ordnung und Uebereinstimmung, und erweckt Abscheu. Selbst das Vergnügen an der treuen Nachahmung leidet Abbruch durch die Ueberlegung, wie übel die Kunst angewendet worden. Bei dem Dichter wird die Einwirkung der Häßlichkeit durch die auf einander folgende Erzählung ihrer Elemente merklich gemildert, und beschäftigt die Phantasie weniger; ihre Eindrücke sind augenblicklich, da sie in der Malerei bleibend werden. Das eben macht sie für den Dichter brauchbar. Er nutzt sie als Stoff gewisser vermischter Empfindungen, in Ermangelung rein angenehmer.

Diese vermischten Empfindungen sind das Lächerliche und Schreckliche. Das Lächerliche und Schreckliche kann das Ergebniß der Malerei nie auf lange werden. Zwar kann die unschädliche Häßlichkeit, besonders wenn ein Streben nach Reiz und Ansehn damit verbunden ist, auch im Gemälde zum Lachen reizen, und die schädliche Häßlichkeit, wie in der Natur, auch hier Schrecken erregen; aber sie kann aus obigen Gründen nicht lange diese Wirkung haben, da die unangenehme Empfindung die Oberhand gewinnt. Was in dem ersten Augenblicke in der unschädlichen Häßlichkeit possierlich war, wird in der Folge abschenlich, und in der schädlichen Häßlichkeit bleibt, indem das Schreckliche sich nach und nach verliert, nur das Unförmliche unverändert zurück.

Was aber gebiert das unveränderlich Unförmliche anders, als nahe an Ekel grenzende Unlust, und was streitet mehr gegen den Zweck der Malerei? Eher ist die Nachahmung des Ekelhaften in der Poesie erlaubt, da der wörtliche Ausdruck das Ekelhafte sehr mil-

dert; da es durch den Gegensatz, in den es mit Würde und Anstand gestellt wird, das Lächerliche vermehren kann. Selbst ein Mittel zur Erhöhung des Schrecklichen kann das Ekelhafte werden. Das Gräßliche ist nichts, als ein ekelhaftes Schreckliche; und dieses selbst in der Natur, wenn unser Mitleid dabei interessirt wird, gar keine unangenehme Empfindung. Ja, es giebt eine Art des Schrecklichen, zu dem der Dichter nur durch das Ekelhafte kommen kann: das Schreckliche des Hungers.

Dies die Hauptumrisse der Lessingschen Untersuchung. Sie fand geistvolle Bestreiter, aber noch mehr unverständige. Die ersten gestanden ihre Zweifel mit bescheidenem Freimuthe, mit würdigender Achtung; die letzten fuhren hoch daher, hofmeisterten, prunkten mit ihrer aus den Schulheften zusammengebettelten Weisheit, und befehdeten, was sie entweder nur halb, oder gar nicht verstanden hatten. Unter diesen war Klotz gleichsam der Rotteführer, ein Mann nicht ohne Talent, Kenntniß

und

und Geschmack, aber ohne Gründlichkeit, Tiefe und Haltung. Nirgends recht zu Hause, vermaß er sich doch, über Alles mitzusprechen; obgleich auf dem Felde, auf dem er sich so gern umhertrieb, fast nur ein Neuling, spielte er doch den Meister. Und gegen wen? Gegen den Mann, der, wo er seinen Fuß hinsetzte, auf festem Boden stand, und sich auf keinen niederließ, den er nicht urbar machte; der nie die Schale des Wissens für den Kern hielt; dem die Scheidemünze der Oberflächlichkeit ein Greuel war; der nur den Goldgehalt der Wahrheit zum Kapitale seiner Kenntnisse schlug. Gegen diesen regte sich dieser Halbkopf und Halbwisser, der Zwerg gegen den Riesen auf. Wie es ihm bekam, wissen Alle, die die antiquarischen Briefe kennen. Mit so überlegener Kraft, solcher Beschämung und Demüthigung sind wol nie Naseweisheit und Ueberdünkel gezüchtigt worden. Und was für ein Gewährsbrief von vielseitigen Kenntnissen, geistiger Durchschauung, von Sprachgewandtheit und Witzreichthum sind diese antiquarischen

Mittheilungen! Die Klotzische Frechheit, die sie zum Theil veranlaßte, hat demnach das große Verdienst, der schönen Schrift: wie die Alten den Tod gebildet, das Dasein gegeben zu haben.

Wie im Laokoon, sind auch hier Inhalt und Entwickelung gleich anziehend; die Schrift ist reich an geistvollen Ideen und zeichnet sich durch eine lebendige Darstellung aus. Die Behauptungen: „die alten Künstler haben den Tod, die Gottheit des Todes, unter einem ganz andern Bilde, als unter dem Bilde des Gerippes, dargestellt; haben, wenn sie ein Gerippe vorstellten, unter demselben ganz etwas anders gemeint, als den Tod, die Gottheit des Todes," werden aus den Kunstwerken der Alten mit Bestimmtheit und Klarheit entwickelt und begründet. Was kann, fragt Lessing, die neben dem auf eine umgekehrte Fackel sich stützenden Genius des Schlafes auf verschiedenen Grabmälern aufgestellte, ihm ganz ähnliche Figur anders sein, als der Zwillingsbruder des Schlafes, der Tod? Noch in die Augen leuch-

tender bewährt sich dieses Bild des Todes auf dem marmornen Sarge, den Bellori in seinen Admirandis bekannt machte. Ein geflügelter Genius steht, den rechten Fuß über den linken geschlagen, neben einem Leichnam; mit seiner Rechten und dem Haupte ruht er auf einer umgekehrten, auf die Brust des Leichnams gestützten Fackel, und in der Linken, um die Fackel herabgreifend, hält er einen Kranz mit einem Schmetterlinge. Was aber kann das Ende des Lebens deutlicher bezeichnen, als eine umgekehrte Fackel? fährt der fragende Forscher fort. Stützt der Schlaf, diese kurze Unterbrechung des Lebens, sich auf eine solche Fackel, mit wie viel größerm Rechte darf es der Tod? Der Kranz in seiner Linken ist ein Todtenkranz, der Schmetterling das Bild der Seele, besonders der vom Leibe geschiedenen.

Eben so wird Lessing's Ansicht durch eine Gemme beim Stephanonius oder Licetus begründet. „Ein geflügelter Genius, welcher in der einen Hand einen Aschenkrug hält, scheint mit der andern eine umgekehrte, aber

noch brennende Fackel ausschleudern zu wollen, und sieht dabei mit einem traurigen Blicke seitwärts auf einen Schmetterling herab, der auf der Erde kriecht." Augenscheinlich der Genius des Todes, nur des bevorstehenden. Er ist im Begriffe, die Fackel auszuschlagen, auf die wir ihn sonst, schon verloschen, gestützt sehen.

Nicht einmal die Dichter dachten sich, weder bei den Griechen, noch bei den Römern, den Tod als Gerippe. So schrecklich auch zum Theil die Gemälde desselben bei ihnen sind, so ist doch nirgends eine Spur von seinem Bilde, als Gerippe. Wie hätten nun die Künstler eine so unmalerische Idee aufnehmen können, sie, die nur das Schöne bildeten, alles Häßliche vermieden? Sie suchten lieber durch einen anmuthigen Umweg das Bild von ihm auf, sie machten es zum Bilde des Schlafes.

Die Gerippe auf ihren Denkmälern bedeuten also nirgends den Tod, sondern die larvas, abgeschiedene Seelen böser Menschen, die, zur Strafe ihrer Verbrechen, unstät und

flüchtig auf der Erde herumirren, den Frommen ein leeres, den Ruchlosen ein verderbliches Schrecken. Diese larvae oder abgeschiedenen Seelen böser Menschen dachten sich die Alten als Gerippe, und die Künstler bildeten sie so. Daher der Name larva für jedes Gerippe, auch wenn es ein Werk der Kunst war.

Herder's bescheidene Zweifel gegen Lessing's Behauptung, daß die alten Künstler den Tod allgemein unter dem Bilde eines schönen Jünglings mit der umgekehrten Fackel vorgestellt haben, stoßen das Ergebniß jener sinnreichen Untersuchung nicht um, sie schränken es nur ein. Der Meinung dieses scharfsinnigen Gegners zufolge, war der Thanatos der Griechen ein fürchterliches Wesen; die Kunst setzte an seine Stelle einen Genius, der den Tod nicht vorstellen, sondern vielmehr die Vorstellung, das ist, den Gedanken an ihn, verhindern sollte; und es ist nicht zu leugnen, daß diese Idee noch feiner und zugleich noch griechischer ist, als die Lessingsche. Der Schlaf, thut Herder ferner dar, war von den

beiden Jünglingen, die man auf den Grabmälern der Alten findet, eigentlich der Hauptgenius, der seinem Bruder, dem Tode, erst Bedeutung gab. Beide, Symbole der Ruhe, Bewahrer der Urne, des Todtenhauses, schließen nicht jedes andere Bild des Todes bei den Alten aus, sie führen vielmehr den Begriff des Todes weiter, und die Kunst hatte der tröstenden Bilder und Träume viel über den künftigen Zustand. Von den Larven meint Herder, sie seien nicht abgeschiedene Seelen, sondern Todesgestalten des entseelten Leichnams. Stellte die Kunst Larven vor, so waren es wirkliche Larven, Masken, und die Kunst ergriff diese Vorstellungsart eben darum, weil sie keine Gerippe und Todtenköpfe bilden wollte. Herder bestreitet also Lessing's Behauptungen nicht, um sie zu widerlegen, er berichtigt und bestimmt sie nur näher.

Verwandt mit diesen Untersuchungen über den Zweck und Charakter der alten Kunst sind die leider nur Bruchstücke gebliebenen Lebensbeschreibung des Sophokles und die Ge-

schichte der Aesopischen Fabel. Auf beiden ruht sein unermüdet thätiger Forschergeist und die alte Frische der Darstellung. Vorzüglich ist das sichtbar in dem Leben des griechischen Tragikers. Auch die mühsamste Nachspürung der Quellen nicht scheuend, hat er auf wenige Blätter Alles zusammengedrängt, was den Leser für diesen Heros der griechischen Bühne Theilnahme und Anziehung einflößen kann. Mit wie hellem Blicke er seine Quellen auffand, wie scharfsinnig er sie benutzte, beurkunden die Erläuterungen, mit denen er seine Nachforschungen erhärtet und feststellt. — Die Geschichte der Aesopischen Fabel, obgleich nur Grundstoff zur eigentlichen Ausführung, erweis't dennoch seine tiefe Geschichtskunde und bietet dem, der sie nach seinem Entwurfe zu bearbeiten, die Kraft und den Muth hat, eine sehr fruchtbare und reiche Nachweisung.

Auch in die Geschichte der ältern deutschen Literatur trug er, als Forscher und Kunstrichter, wo nicht immer ein neues, doch ein helleres Licht. Die Wiederherstellung des Logau,

eines unserer trefflichsten Dichter der Vorzeit, danken wir vorzüglich ihm. Zwar unterstützte ihn dabei Ramler durch kritische Auswahl und Verbesserung der metrischen Einkleidung, aber den höchsten Werth erhielt seine erneuete Ausgabe durch Lessing's Sprachbemerkungen. Seine Auffindung des Andreas Skultetus, seine Entdeckungen über die Fabeln der Minnesänger in dem ersten und dritten Stücke der Wolfenbüttelschen Beiträge waren ein neuer Gewinn für Literatoren und Sprachforscher; beiden gewährten sie Befriedigung.

In allem, worin sich bisher Lessing's schriftstellerische Thätigkeit gezeigt hat, waltet philosophischer Geist. Doch sind die Untersuchungen, von denen jetzt die Rede sein wird, in einem strengern Sinne des Wortes, aus dem Gebiete der Philosophie. Ihr metaphysischer Inhalt unterscheidet sie von seinen übrigen Forschungen und verweist sie bestimmter in die Philosophie.

Lessing's früheste Werk von der Art, Pope, ein Metaphysiker, ward durch eine

Preisaufgabe der Berliner Akademie veranlaßt. Ich nenne sie Lessing's Werk, obgleich Moses Mendelssohn an ihr Theil hatte. Denn sein Geist regt sich herrschend in ihr, die Art und Weise, mit der sie begonnen, fortgesetzt und beendigt wird, hat alle die Eigenthümlichkeiten, die sie so eigends bezeichnen. Ausdruck, Sprache, Satzbau, Laune, Munterkeit und Leichtigkeit, selbst in den trockensten Einzelnheiten; die ganze Einleitung und Wendung des Streites sind ächt Lessingisch. Der Beweis, daß ein Dichter kein Metaphysiker sein, und ein Gedicht kein System enthalten könne, folglich auch Pope weder das eine habe sein, noch das andere habe machen können und wollen, gerade so geführt; die Stellung der Sätze, in denen Pope's System liegen soll; ihre Vergleichung mit dem Leibnitzischen Lehrgebäude; die strenge Prüfung derselben mit allem Zauber der höchsten Gedrungenheit und Kürze; der Gebrauch, den er von den daraus folgenden Ergebnissen macht; ja selbst der historisch-kritische Anhang, der von großem Scharfsinn

und vieler Belesenheit zeigt, verrathen, daß das Ganze aus Lessing's Geiste hervorging. Mendelssohn mag großen Theil daran haben, ein beträchtlicher Theil davon in gesprächlichen Unterhaltungen von ihm Lessing zugeführt worden seyn; aber sicher hat Lessing den größern Antheil, und unbedingt sind Anordnung, Einkleidung und jene lebendige Veranschaulichung sein Werk. Kurz, diese Schrift läßt sich als das Ergebniß einer Art Geistesbriefwechsel zwischen diesen vortrefflichen Denkern ansehen, als eine Besprechung über jene Preisaufgabe, von Lessing bearbeitet und ausgeführt.

Den Inhalt der Gespräche für Freimaurer, Ernst und Falk, könnte man geschichtlich-philosophisch und kritisch-metaphysisch nennen; denn sie untersuchen die Entstehung des Ordens und des Namens, den er trägt; sie prüfen den Zweck, die innere Betriebsamkeit desselben und sein Wirken zur Erreichung dieses Zweckes. Dadurch erhalten sie für Jeden, der sie liest, er sei Freimaurer

oder nicht, Werth und Gewicht, und für sein Nachdenken hohe Bedeutsamkeit. Ihre äußere Gestalt giebt ihnen einen neuen Reiz. Die dialogische Form drückt ihnen einen dramatischen Charakter auf. Die bestimmte Eigenthümlichkeit jedes der beiden Sprechenden entzieht ihrer Unterhaltung nicht nur alle Einförmigkeit, sie läßt uns auch vergessen, durch wen sie reden. Alles, was sie sagen, scheint nur aus ihnen selbst, aus ihren Ansichten, aus der ihnen gegebenen Eigenthümlichkeit hervorzugehen. Ihr Urheber verbirgt sich unseren Augen, nur die Wesen seiner Schöpfung schließen sich vor uns auf. Ein dramatisches Genie allein konnte solche Gespräche hervorbringen.

Ist übrigens Freimaurerei das, wofür Falk sie ausgiebt, so erweist sie sich wohl noch als etwas Höheres, als die Reden ihrer Ordensglieder und ihre Lieder von ihr rühmen. Ist sie etwas Nothwendiges, in dem Wesen des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft Gegründetes, nichts Entbehr-

liches, obgleich sie willkührliche Worte, Zeichen und Gebräuche hat, die nicht die Freimaurerei sind; wird sie nicht durch diese Worte, Zeichen und Gebräuche, sondern durch Thaten fortgepflanzt; sind ihre Thaten der Wohlthätigkeit und der Vaterlandsliebe nur ihre Thaten ad extra, ihre in die Augen fallenden Thaten; bestehen sie in ihrem stillen Wirken zu jedem Schönen und Guten, was in der Welt geschah und noch geschieht; Thaten, die, was man gewöhnlich gute Thaten nennt, entbehrlich machen sollen; zielen sie dahin, die Trennungen, welche die Einrichtungen der Staaten in der bürgerlichen Gesellschaft erzeugen und die Menschen einander so fremd machen, zusammenzuziehen; den unvermeidlichen Uebeln, die sie veranlassen, nicht entgegen zu treten — denn das hieße den Staat mit vernichten, — sondern ihre Zahl zu verkleinern, die Empfindung dafür von weitem in den Menschen zu regen, ihr Aufkeimen zu begünstigen, ihre Pflanzen zu versetzen, zu begäten, zu beblatten, und so

nach und nach die Bewohner aller Länder, die Glieder aller Religionen, als bloße Menschen mit und in einander zu vereinigen: ist das wirklich der Geist und das Ziel der Freimaurerei, so ist sie unstreitig etwas Hochehrwürdiges und Heilsames.

Aber dann hat es auch von jeher Freimaurer gegeben, ohne daß sie so hießen, so hat schon mehr als einmal diese auserwählte, unsichtbare Kirche im Stillen Großes und Schönes gewirkt, ohne gerade eine Ordensverbindung eingegangen, ohne dazu bestimmter Bundeszeichen, symbolischer Gebräuche bedurft zu haben; ohne sich durch Außenschein und Außenthaten als eine solche anzukündigen. Wozu auch? Wie ein Mann nicht sagt, was er thun will, sondern thut, so muß auch eine unsichtbare Kirche sich nicht in äußere Formen kleiden, daß die Welt auf sie merke; so muß sie nicht, auf Geheimnisse hindeutend, anlocken, am wenigsten aber, wie es wohl geschieht, sich mit unreinen Geistern verbünden, denen der Zweck, den sie sich vor-

gesetzt hat, ein unbegreifliches nonens, und die Weisheit, der sie nachstrebt, eine Thorheit ist. Wollen wir also, wenn Falk Recht hat, streben, Freimaurer zu sein, ohne uns erst durch Maurerkelle und Schurz das Recht, so zu heißen, zu gewinnen. Die Freimaurer, die das sind, was sie sein sollen, werden uns darum nicht minder für ihre Brüder erkennen.

Gegen den historischen Theil der in diesen Gesprächen gepflogenen Untersuchung sind von mehreren Seiten, und vielleicht nicht ohne Grund, Zweifel ausgesprochen worden. In wie weit sie Recht haben oder nicht, darüber muß ein Laie, wie ich hier bin, sich billig alles Urtheils enthalten. So viel ist aber doch dem Laien klar, daß Lessing auch hier mit seinem gewohnten Scharfsinne zu Werke ging, prüfte, was er als historischen Erweis darstellte, und aus ihm seine Ansichten über Freimaurerei mit philosophischer Tiefe und Bestimmtheit hervorgehen ließ.

Ueber den dem Philosophen Lessing angeschuldigten Spinozismus nur wenige

Worte. Worauf gründete sich diese Anschuldigung? Auf nicht viel mehr, als auf Aussagen, auf mündliche oder schriftliche, gewissermaßen beifällige, Aeußerungen über Spinoza's System. Aber was beweisen diese beifälligen Aeußerungen, erzeugt aus der Anerkennung des Scharfsinns, mit dem Spinoza sein Lehrgebäude durchdachte, für Lessing's Anerkennung der Wahrheit desselben? Wo liegt in ihnen die Bewährung, daß er Anhänger desselben gewesen sei? Gewiß, das war er nicht, das konnte er nicht sein, kann Niemand sein, der den Begriff Gott in seiner Reinheit, in der einzigen Bestimmtheit, durch die Gott zu Gott wird, aufgefaßt hat. Wenn man sich Gott denkt, so muß man ihn auch, als etwas für sich Bestehendes, von nichts Abhängiges denken, oder man denkt in dem Begriffe Gott — nichts. Gott mit der Welt eins, nicht der Erschaffer, die Welt nicht sein Erschaffenes, ist ein Gedachtes ohne allen Bestand, ohne allen Halt; und eben, weil Spinoza die Dinge

und ihr Wesen von Gott schied, erkannte Lessing unter allen pantheistischen Systemen das Spinozische für das folgerechteste und setzte das mit seinem gewohnten Durchschauungssinn auseinander. War er aber darum Spinozist? Keineswegs! Wie sich der dramatische Dichter in dem Charakter, den er psychologisch darstellt, gleichsam verselbstet, ihm alle Ansichten, Grundsätze und Handelnsbeweggründe giebt, die ihm zukommen, ohne deßwegen dieser Charakter zu sein, so entwickelte der Philosoph Lessing die Ansichten des jüdischen Philosophen im Geiste desselben, ohne diese Entwickelung zu seiner Meinung, seiner Ansicht zu machen. Daß Spinoza die Welt von Gott schied, sich also, im strengen Sinne, Gott nicht als ein Geschaffenes dachte, das befreundete ihn mit seinem Pantheismus, ohne ihn deßwegen mit ihm eins sein zu lassen. Das leuchtete auch Moses Mendelssohn ein. Darum trat er als Lessing's Vertheidiger gegen diese Beschuldigung auf. Wie konnte er anders? Gesetzt auch,

es

es sei, wie Kant behauptet, für das Dasein Gottes kein durchaus unwidersprechlicher (apodiktischer) Beweis möglich: dennoch sieht sich die Vernunft genöthigt, fest zu setzen: Gott muß ein Etwas für sich Bestehendes sein, oder wir denken ihn als ein Nichtding, als ein Etwas, das gar nicht Gott ist. Daß auch für Lessing Gott nur so Gott war, davon zeugt unwidersprechlich sein herrlicher Nathan, dieses unsterbliche Denkmal des Glaubens an eine göttliche Vorsehung, an eine über die Welt herrschende und waltende Oberherrlichkeit. Eines solchen Gedichtes Schöpfer konnte kein Spinozist sein; ja, ich möchte sagen, nur ein Christ konnte es hervorbringen. Denn durch Christus erst ward uns Offenbarung von einem von Vorliebe und Vorerwählung freien Gott.

Lessing war also kein Spinozist. Er behauptete nur, des jüdischen Philosophen pantheistisches System habe mehr Haltung, als das anderer Pantheisten; aber nie, daß es für ihn überzeugend sei, daß er es selbst an-

nehme. Die ihn dennoch zum Spinozisten, ja wohl gar zum Gottesleugner machen, mögen es vor ihrem Verstande oder ihrem Gewissen verantworten; über mich komme diese Sünde nicht!

Ueberraschend, und die ganze gottgelahrte Welt in Verwunderung setzend, erschien der Dichter, Dramaturg, Kritiker, Alterthumsforscher und Philosoph Lessing, zum Oberaufseher des Herzoglich-Braunschweigischen Bücherschatzes nach Wolfenbüttel berufen, auch auf dem Gebiete der Theologie kampf- und turnierfähig. Berengarius Turonensis von ihm aufgefundene Handschrift de coena domini kam zur Kunde, und warf auf ihren bis dahin selbst von lutherischen Gottesgelehrten verketzerten Urheber, und seine Meinung über diesen christlich-kirchlichen Lehrsatz ein ganz neues, ihn mit der theologischen Welt versöhnendes Licht. Es ergab sich aus ihr, daß Lanfrankus Widerlegung der Schrift, in der Berengarius seinen ihm von der Kirchenversammlung zu Rom, unter Nikolaus II.,

abgezwungenen Widerruf seines Glaubensbekenntnisses von der Gegenwart Christi im Abendmahle, sobald er sich dem Tode und seinen Feinden entgangen sahe, öffentlich und feierlich zurücknahm, nicht, wie die allgemeine Meinung war, unbeantwortet geblieben. Vielmehr enthielt sie die vollständigste und umständlichste Beantwortung der Lanfrankischen Widerlegung und zugleich eine, keinen weitern Zweifel mehr übriglassende, Erklärung über seine wahre, völlig lutherische Glaubensmeinung in der Lehre vom Abendmahle. Doch nur diese Schrift an und für sich, auch Lessing's vollständige Erläuterung aller dazu gehörenden historischen Thatsachen, seine genaue Darstellung aller Gegner und Verketzerer des Befehdeten und die ehrenvolle Rechtfertigung des Charakters desselben, machten die Auffindung dieser Handschrift für Theologen und Literatoren gleich anziehend.

Was Lessing mit dieser Bekanntmachung die theologische und gelehrte Welt gewinnen lassen wollte, die Aufstellung der wahren

Meinung des Berengarius, der Wahrheit seines Charakters, der wahren Umstände, unter denen er bekannte und widerrief, abschwor und zurücknahm, was er beschworen hatte, das gewann er mit allgemeiner Anerkennung und Würdigung. Sie reinigte eine befleckte Ehre, beschwichtigte jeden Zweifel, verwandelte jede Ungewißheit in bestimmte Gewißheit. Sie that noch mehr: sie zeigte die Ketzermacherei und Verdammungssucht in ihrer ganzen häßlichen Gestalt, sie heiligte die Rechte der Vernunft, und erwies die Macht und Kraft fest gewonnener Ueberzeugungen. So konnte es nicht fehlen, daß er auch hier für einen geweihten Forscher und Denker anerkannt, ja sogar von den Kirchenlehrern des Lutherthums für ein auserwähltes Rüstzeug erklärt wurde. Er bewies aufs neue, daß seinem Geiste nichts fremd blieb, wohin er seinen Untersuchungs- und Begründungstrieb wandte.

Dieselbe Gewandtheit und Einheimathung bewährte er in den Mittheilungen: Leibnitz

von den ewigen Strafen, und die Einwürfe des Wissowatius gegen die Dreieinigkeit. Jene begleitete Lessing mit historisch-kritischen Berichtigungen, mit einer Vertheidigung des Leibnitz gegen verschiedene Aeußerungen in der Eberhardischen Schrift: die Apologie des Sokrates; bereicherte sie mit seinen eigenen Ansichten von der Natur der Ewigkeit der Strafen und einer Erklärung des Sokrates über diesen Gegenstand. Diese enthüllte seine Meinung über Leibnitzens religiöse Denkart.

Sehr erhöht wurde der Werth und Gehalt der ersten Mittheilung durch die Geschichte der Entstehung der Leibnitzischen Abhandlung, und die angefügten Bemerkungen Mosheim's über sie; die letzte widerlegte die Beschuldigung, daß Leibnitz sein System allen herrschenden Glaubenspartheien anzupassen gesucht habe. Sie erwies, daß Leibnitz bei Untersuchung der Wahrheit nie mit Rücksicht auf angenommene Meinungen zu Werke gegangen, und, nur überzeugt, daß jede angenom-

mene Meinung in einem gewissen Verstande wahr sei, sich bemüht habe, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen. Aus diesem, auf Leibnitzens Meinung von den ewigen Strafen angewandten Erweise, entfaltete er denn die Grundsätze, die den Philosophen leiteten und bewogen, sich für die Ewigkeit der Strafen zu erklären. Er erwies die Uebereinstimmung dieser Meinung mit des Philosophen Systeme von der besten Welt, und rettete so seinen Helden, seinem Zwecke entsprechend, gegen den Vorwurf der Allgefallsucht, der philosophischen Eitelkeit.

Die wahre Seite sichtbar zu machen, die jene Lehrmeinung haben kann und hat, suchte Lessing darzuthun, daß der ganze Streit nur die Ewigkeit der Hölle, nicht die Ewigkeit der natürlichen Strafen betreffen könne; daß der Begriff von jener nur durch die in der Schrift von körperlichen Schmerzen hergenommenen und falsch verstandenen Bilder in die Theologie gekommen, daß durch dieses Mißverständniß aus Strafen Qualen, aus Qua-

len ein Zustand von Qualen, und aus diesem eine, alles andere ausschließende, unseres ganzen Wesens sich bemächtigende Empfindung geworden; kurz, jene unabänderliche Unendlichkeit entstanden, die eben so sehr mit der Natur unserer Seele, als der Güte und Gerechtigkeit Gottes streitet. Was er weiter daraus folgert, ist, nicht die Unendlichkeit der Strafen an und für sich, nur die unabänderliche Unendlichkeit und die mit ihr unausbleiblich verbundene Stetigkeit derselben, mache die Besserung des Bestraften unmöglich, indem diese Stetigkeit nicht einmal den ersten Entschluß zur Besserung hervorbringen könne. Aber auch die erfolgende Besserung hebe die Unendlichkeit der Strafen nicht auf. Eine nur nach und nach sich ereignende Rückkehr zur moralischen Vollkommenheit, ja selbst das sich mit jedem Augenblicke jenem großen Ziele mehr Nähern, bleibe, in Vergleichung mit dem, der einer solchen Rückkehr, eines solchen Wiederemporstrebens zu seiner verscherzten frühern Seligkeit nicht bedürfe, und also um eben so

viel Schritte einer frühern und höhern Seligkeit zugeeilt sei, immer noch eine Strafe.

Eben so wenig war ihm die Kluft begreiflich, welche man zwischen Himmel und Hölle angenommen hat, diesseits welcher schlechterdings nur solche, und jenseits welcher nur lauter andere Empfindungen Statt haben. Sie stößt ihm die ganze Natur der Seele um, die keiner solchen lauteren, immer nur angenehmen oder unangenehmen Empfindung, noch weniger eines Zustandes fähig ist, in welchem sie nichts, als dergleichen lautere Empfindungen von der einen oder der andern Art hätte. Eine solche Kluft würde sogar, seiner Ansicht nach, die Gerechtigkeit Gottes mit der menschlichen Gerechtigkeit einer Unvollkommenheit beschuldigen, und sie bei einem Zusammentreffen (Kollision) von Strafen und Belohnungen nur durch die wenigere Bestrafung belohnen und durch die wenigere Belohnung bestrafen lassen; was denn eine wahre Gotteslästerung wäre. Denn, da der beste Mensch noch viel Böses hat, und der schlimm-

sie nicht ohne alles Gute ist, so müssen, erklärt er, jenen die Folgen des Bösen auch in den Himmel, und diesen die Folgen des Guten auch in die Hölle begleiten. Die Folgen des Bösen müssen, schließt er, von den mehreren Folgen des Guten, und die Folgen des Guten von den mehreren Folgen des Bösen nicht nur abgezogen werden, sondern sich auch in ihrer ganzen bestehenden Natur, für sich selbst äußern.

Lessing's Deutung der Ewigkeit der Strafen mag mit diesem oder jenem Lehrbuche der christlichen Dogmatik vielleicht nicht in Uebereinstimmung stehen, aber daß sie gegen den Geist der christlichen Lehre streite, davon kann ich mich wenigstens nicht überzeugen. Nach dieser Lehre ist über einen Sünder, der Buße thut, mehr Freude, als über hundert Gerechte, und das darum, weil die ewige Liebe will, daß Keiner verloren gehe, und also jeder vom rechten Wege Abgewichene wiedergeboren werde zum Licht und zur Wahrheit. Damit er das könne, treffen die Folgen des Bösen, als Strafen desselben, jede böse Handlung. Diese Strafen sollen ihn

zur Selbsterkenntniß, und durch diese zur Besserung bringen. Nimmt man nun Strafen an, die das nicht vermögen, die zu aller Besserung unfähig machen, nicht einmal dazu den Entschluß zu regen im Stande sind, wie kann erfüllt werden, was die ewige Liebe will, daß Keiner verloren gehe? Eine Hölle also mit Strafen, die den Sünder verstocken, oder ihn höchstens nur zu einer fruchtlosen Reue kommen lassen, ist, christlich gedacht, rein undenkbar; denn sie hebt das ganze Evangelium Christi, die Botschaft des Friedens und der Liebe, auf. Die Strafen jenseits des irdischen Lebens müssen also den Zweck der Strafen, die sittliche Besserung, so spät oder langsam sie auch erfolge, fördern können, oder sie streiten gegen den Plan der Erlösung durch Christus, der Befreiung von der Herrschaft der Sünde, sind daher durchaus widerchristlich. Ein Anderes ist es mit der Unendlichkeit dieser Strafen, in so fern, als sie uns die ganze Ewigkeit hindurch empfinden lassen, daß wir früher und schneller zu unserer

höhern sittlichen Vollkommenheit hätten gelangen können, wenn wir uns nicht selbst durch die Sünde davon entfernt hätten. Diese folgen uns allerdings fortdauernd und unvertilgbar. Darum sind auch nur die Gerechten rein selig, denn ihre (gerechten) Thaten folgen ihnen nach.

Lessing's zweite Behauptung aber, daß auch den Gerechten, da er nicht ohne Sünde ist, die Folgen seiner sündigen Handlungen in die Ewigkeit begleiten, und so ihn nicht rein selig sein lassen, ist so niederschlagend und untröstlich, daß Verstand und Herz sich gleich mächtig dagegen auflehnen. Wie kann, wenn wir hienieden nie den höchsten Grad sittlicher Vollkommenheit erreichen können, uns dies Ergebniß unserer Unvollkommenheit zur Strafe gemacht werden, was es doch wird, wenn wir um dieser Unvollkommenheit willen an Seligkeit einbüßen? Der Gerechte, wenn er fällt, steht von seinem Falle wieder auf, erhebt sich mit neuer Kraft zum Guten, und die Folgen seiner guten Handlungen heben zwar

die Folgen seiner sündigen nicht auf, aber sie verdecken sie doch, stellen sie in Schatten; so können sie ihm auch nicht den Genuß der Seligkeit schmälern, welcher er durch seine guten Handlungen würdig geworden ist. Bewahrt der Gerechte (und nur dann ist er gerecht) sich das aufrichtige Streben zum Guten, nimmt er das reine Bewußtsein mit sich, daß er gethan habe, was er vermochte, so wird dies Bewußtsein ihm zum Lethe werden, aus dem er jenseits Vergessenheit seiner Erdenschwächen und Irrthümer trinkt, und selig ist ohne Einbuße. Möge daher die Lessingsche Behauptung noch so scharfsinnig entwickelt sein, das Gemüth spricht sie nicht an, und der Verstand findet in ihr etwas der göttlichen Gerechtigkeit Widersprechendes, die er durch diese Behauptung retten wollte.

In seinen Bemerkungen über die Leibnitzische Schrift von der Dreieinigkeit stellte Lessing die Gründe auf, warum dieser Philosoph lieber die kirchgläubige (orthodoxe) Meinung, als den Socinianismus

des Wissowatius angenommen. Nach jener ist diese Lehre ein Geheimniß der übernatürlich geoffenbarten Religion, und, als dieses, schien sie dem Leibnitz — da ein Geheimniß, seiner Natur nach, nicht verstanden werden kann und nicht verstanden werden soll — ungleich übereinstimmender mit der Vernunft, als die Socinianische, die das Geheimniß dieser Lehre aufheben, und doch die übernatürliche Offenbarung nicht fahren lassen will; die das, was sie zu erklären vorgiebt, nur noch unerklärbarer macht, indem sie eben der Person, die sie ihrer Göttlichkeit entkleidet und in ein bloßes Geschöpf verwandelt, doch nicht viel weniger, als göttliche Anbetung zugesteht, und dadurch, daß sie ihr die nächste Stelle neben Gott einräumt, nichts anders, als Abgötterei, d. i. die Verehrung eines kleinen, untergeordneten Gottes neben einem größern, höhern predigt. Gegen diesen abergläubischen Unsinn, ein bloßes Geschöpf so vollkommen zu denken, daß es neben dem Schöpfer auch nur genannt zu werden verdiente, empörte

sich, nach Lessing's Entwickelung, der Hannöversche Philosoph. Es schien ihm völlig ungereimt, daß Gott durch ein Geschöpf, welches, und wäre es auch das vollkommenste, doch immer nur ein Theil, und im Verhältnisse gegen ihn, kein beträchtlicherer Theil der Welt sein könne, als die elendeste Made, die Welt habe erschaffen lassen. Unmöglich konnte Leibnitz einer Meinung beipflichten, die mit der Seele seiner Philosophie so sehr im Widerspruche stand, und den Grund aller natürlichen und jeder geoffenbarten Religion so gewaltsam vernichtete. Daher seine größere Zufriedenheit mit der Parthei der Socinianer, die, den sie nicht als Gott erkennen, auch nicht als Gott anbeten, noch sonst auf eine Weise mit Gott und neben Gott, oder in Beziehung auf Gott verehren.

Die Auffindung und Bekanntmachung der Fragmente des Ungenannten brachte den muthigen Streiter und Wahrheitsforscher vollends auf das Kampfgebiet der Theologie. Wegen des Aergernisses, das sie ganz gegen seine

Absicht erregten, und wegen der Verfolgung und Verketzerung, die sie ihm zuzogen, möchte man wohl wünschen, daß er sie nicht bekannt gemacht, wenigstens nicht das über den Zweck Jesu und seiner Jünger. Der Ungenannte erscheint in dieser Schrift viel schroffer, feindseliger, leidenschaftlicher, als in seinen Geständnissen über die alttestamentliche Bibel. Gleichwohl hat auch sie, so wenig ihre Bekanntmachung den beabsichtigten Zweck erreichte, ihm Anlaß zu gründlichen Widerlegungen gegeben und so Manches seinem Geiste entlockt, was für die Wahrheit und die ächte Würdigung des Christenthums reicher Gewinn ist. Daß er sich zu dieser Bekanntmachung von dem Geiste seiner Zeitgenossen, wie man ihn beschuldigte, habe hinreißen lassen, ist eine Behauptung ohne allen Bestand. Er war wahrlich so wenig der Mann, sich von dem Zeitgeiste hinreißen zu lassen, daß er sich vielmehr einen Zeitgeist schuf, den Geist einer partheilosen Prüfung der Wahrheit, des Ringens nach Licht und Erkenntniß. Er wollte nur die

Wechslertische in der Vorhalle des Tempels der Wahrheit umgestoßen, das Schwert des Wortes nur gegen die sie vernebelnden und verdunkelnden Seelenverkäufer, oder gegen die sie verflachenden Halbdenker und Halbschriftgelehrten erhoben sehen; wollte, daß man aufstände gegen Meinungs- und Gewissenszwang, gegen das Namen- und Buchstaben-Christenthum, nicht aber gegen das heilige, göttliche, für alle Zeiten unvergängliche. Aber nur dadurch, meinte er, daß sein Außerwesentliches nur der Zeit seiner Entstehung Angehöriges, bekämpft würde, könne sein wahrhaft vom Himmel uns Gewordenes, sein Schönmenschliches, die Lauterkeit seines Heil- und Sittengesetzes Bethätigendes, erwiesen und dargestellt werden. Nicht als Christenthumsfeind, Christenthumsleugner, Christenthumszerstörer trat er in die Schranken, sondern als Wiederhersteller seiner ursprünglichen Klarheit und Lauterkeit, als Scheider des Wesentlichen von dem Unwesentlichen, das ihm aufgebürdet worden. Hätte er es lieber thun mögen ohne die Frag-

mente des Ungenannten, er hätte sein großes Ziel sicherer erreicht. Sie waren es, leider! die es ihn, bei der redlichsten Absicht, verfehlen ließen.

Wie wenig er aber auf der Seite der Neuformer des Christenthums war, hat er oft und kräftig genug ausgesprochen. Er schalt sie Baumeister, die, statt die ganze Zusammensetzung des von ihnen zum Neubau ersehenen Gebäudes mit dem Plane seines ersten Erbauers zu vergleichen, und zu untersuchen, was darin seinem Sinne gemäß, oder seines Sinnes Verkrüppelung sei, Oeffnungen in das Dach schlügen, um einzelne Theile zu erhalten, und eine Art Zwielicht hineintrügen, das sie keck für helles Tageslicht ausgäben, obgleich Niemand den vorgeblichen Tag gewahre. Da aber das verdämmerte Christenthum eben so wenig tauge, als das verdunkelte, so hieß er ihr ganzes Bauwesen nur Flick- und Pfuschwerk. Solle der Bau wieder hergestellt werden, wie er ursprünglich war, so müsse seines Urbaumeisters Plan aufgesucht und nach

diesem derselbe neugestaltet werden. Es sei hier weder von Zerstören, noch von Ausflicken die Rede, sondern von Neubegründen. Je mehr man den Schutt des vorgeblichen Christenthums hinwegschaffe, desto fester müsse sich auch das wirkliche bewähren, das, wie man auch die angebauten Außenwerke erschüttere, baufest bestehen werde. Denn eben weil es wahr sei, könne das Wahre auch nicht untergehen. Das wahre Christenthum aber war ihm nur das, ohne welches es kein Christenthum mehr sein könne, das sein Stifter mit ausdrücklichen Worten gelehrt.

Das Vorhandensein eines dem ursprünglichen eingeschalteten Christenthumes erwies er aus dem Geiste und der Kraft desselben bei seiner ersten Einführung. Rasch und entscheidend bemächtigte es sich des Menschengeschlechtes; die durch dasselbe volklich (populär) gewordene reine, höhere, die menschliche Natur heiligende Sittenlehre war der unleugbarste Beweis für seine Wahrheit und mußte den Sieg

gewinnen, den es errang. Wenn nun dieses Christenthum, welches damals Allen, denen es verkündigt wurde, einleuchtete und einleuchten mußte, später aber zu einem Zank- und Streitapfel wurde; wenn man hin und her untersuchte, was die rechte Lehre sei (über deren ursprüngliche Gestalt doch gar kein Streit sein konnte); wenn sogar die größere Vervolklichung (Popularisirung) seiner heiligenden Sittenlehre mehr aufgehalten, als befördert wurde: so werde eben dadurch klar, daß es nicht das Christenthum seines Stifters geblieben, sondern ein verändertes, durch fremde Zusätze verfälschtes geworden, von denen es erst wieder gereinigt werden müsse, um es für das zu erkennen, was es war.

Wie konnte nun Lessing bei solchen Bekenntnissen über das Christenthum für einen Feind und Umstürzer desselben erklärt werden? Wie kann man ihn noch immer für einen solchen erklären? Oder leihe ich ihm etwa diese Geständnisse? Beim Himmel nicht! Man lese alles, was er den Gegnern seines

Ungenannten erwiederte, seine Schrift über den Beweis des Geistes und der Kraft, sein Testament Johannis, seine Duplik, seine Parabel, seine Axiomata, seinen ganzen Streit mit Göze: überall wird man ihn diesen Zweck seiner Untersuchungen, dieses Ergebniß seiner Ueberzeugungen bewahrheiten sehen. Wie er auch, durch Verunglimpfung seiner Absichten und seines Charakters hingerissen, heftig und mit Luther's Derbheit seinen Gegenfüßlern die Stirn biete; mit welchem schneidenden Witze, mit welchem höhnenden Spotte er auch den sich ihm entgegenstellenden Pharisäerstolz, seine grundlosen Behauptungen, seine verketzernden Beschuldigungen niederschlug: immer spricht er mit Ernst und Würde von dem Christenthume des Stifters, immer verficht er die innere Wahrheit desselben, und will diese retten von dem ihm nicht Gehörigen, von mißverstandener Rechtgläubigkeit, von gehaltloser Vernünftelei.

In keiner von den durch die Herausgabe der Fragmente veranlaßten Schriften beurkundet

er sich mehr als Anhänger des geistigen Christenthums, als in seiner gehaltvollen kleinen Schrift: die Erziehung des Menschengeschlechts. Mögen folgende Geständnisse daraus die Wahrheit dieser Behauptung begründen.

„Erziehung ist Offenbarung, die dem einzelnen Menschen geschieht, und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist und noch geschieht."

„Wenn auch der erste Mensch mit einem Begriffe von einem Einigen Gott ausgestattet wurde: so konnte doch dieser mittgetheilte und nicht erworbene Begriff unmöglich lange in seiner Lauterkeit bestehen. Sobald ihn die sich selbst überlassene menschliche Vernunft zu bearbeiten anfing, zerlegte sie den Einzigen, Unermeßlichen in mehrere meßlichere, und gab jedem dieser Theile ein Merkzeichen."

„So entstand natürlicher Weise Vielgötterei und Abgötterei. Und wer weiß, wie viele Millionen Jahre sich die menschliche Vernunft noch in diesen Irrwegen würde herumgetrieben

haben, ungeachtet überall und zu allen Zeiten einzelne Menschen erkannten, daß es Irrwege waren: wenn es Gott nicht gefallen hätte, ihr durch einen neuen Stoß eine bessere Richtung zu geben."

„Da er aber einem jeden einzelnen Menschen sich nicht mehr offenbaren konnte, noch wollte, so wählte er sich ein einzelnes Volk zu seiner besondern Erziehung, und eben das ungeschliffenste, das verwildertste, um mit ihm ganz von vorne anfangen zu können."

„Dies war das Israelitische Volk, von welchem man gar nicht einmal weiß, was es für einen Gottesdienst in Aegypten hatte. Denn an dem Gottesdienste der Aegyptier durften so verachtete Sklaven nicht Theil nehmen: und der Gott seiner Väter war ihm ganz unbekannt geblieben."

„Diesem rohen Volke also ließ sich Gott anfangs bloß als den Gott seiner Väter ankündigen, um es nur erst mit der Idee eines auch ihm zustehenden Gottes bekannt und vertraut zu machen."

„Durch die Wunder, mit welchen er es aus Aegypten führte und in Kanaan einsetzte, bezeugte er sich ihm gleich darauf als einen Gott, der mächtiger sei, als irgend ein andrer Gott."

„Und indem er fortfuhr, sich ihm als den mächtigsten von allen zu bezeugen, — welches doch nur Einer sein kann, — gewöhnte er es allmälig zu dem Begriffe des Einigen."

„Zu dem wahren Begriffe des Einigen — wenn sich ihm auch schon die Besseren des Volks mehr oder weniger näherten — konnte sich doch das Volk lange nicht erheben: und dieses war die einzige wahre Ursache, warum es so oft seinen Einigen Gott verließ, und den Einigen, d. i. Mächtigsten, in irgend einem andern Gott eines andern Volkes zu finden glaubte."

„Ein Volk aber, das so roh, so ungeschickt zu abgezogenen Gedanken, und noch so völlig in seiner Kindheit war, was war es für einer moralischen Erziehung fähig? Keiner andern, als die dem Alter der Kindheit entspricht:

der Erziehung durch unmittelbare sinnliche Strafen und Belohnungen. — — Denn weiter, als auf dieses Leben gingen noch seine Blicke nicht. Es wußte von keiner Unsterblichkeit der Seele; es sehnte sich nach keinem künftigen Leben. Ihm aber nun schon diese Dinge zu offenbaren, welchen seine Vernunft noch so wenig gewachsen war: was würde es bei Gott anders gewesen sein, als der Fehler des eiteln Pädagogen, der sein Kind lieber übereilen, und mit ihm prahlen, als gründlich unterrichten will?"

„Als das Kind unter Schlägen und Liebkosungen aufgewachsen, und nun zu Jahren des Verstandes gekommen war, stieß es der Vater auf einmal in die Fremde; und hier erkannte es auf einmal das Gute, das es in seines Vaters Hause gehabt und nicht erkannt hatte."

„Noch hatte das jüdische Volk in seinem Jehova mehr den Mächtigsten, als den Weisesten aller Götter verehrt; noch hatte es ihn als einen eifrigen Gott mehr gefürchtet, als geliebt; auch dieses zum Beweise, daß die Be-

griffe, die es von seinem höchsten, einigen Gott hatte, nicht eben die rechten Begriffe waren, die wir von Gott haben müssen. Doch nun war die Zeit da, daß diese seine Begriffe erweitert, veredelt, berichtigt werden sollten, wozu sich Gott eines ganz natürlichen Mittels bediente, eines bessern, richtigern Maaßstabes, nach welchem es ihn zu schätzen Gelegenheit bekam."

„Anstatt daß es ihn bisher nur gegen die armseligen Götzen der kleinen benachbarten rohen Völkerschaften geschätzt hatte, fing es in der Gefangenschaft unter dem weisen Perser an, ihn gegen das Wesen aller Wesen zu messen, wie das eine geübtere Vernunft erkannte und verehrte. Die Offenbarung hatte seine Vernunft geleitet und nun erhellte die Vernunft (Erkenntniß durch die Vernunft) auf einmal seine Offenbarung."

„Um es auf die wichtige Lehre von der Unsterblichkeit der Seele vorzubereiten, erhielt es Vorübungen, Anspielungen, Fingerzeige. Die Vorübung war die gött-

liche Androhung, die Missethat des Vaters an seinen Kindern bis ins dritte und vierte Glied zu strafen. Dies gewöhnte die Väter, in Gedanken mit ihren spätesten Nachkommen zu leben, und das Unglück, welches sie über diese Unschuldigen gebracht hatten, voraus zu fühlen. Als eine Anspielung ist die oft vorkommende Redensart zu betrachten: zu seinen Vätern versammelt werden, für sterben. Ein Fingerzeig war das, was schon irgend einen Keim enthielt, aus welchem sich die noch zurückgehaltene Wahrheit entwickeln ließ. Dergleichen war Christi Schluß aus der Benennung: Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs."

„Aber alles dies waren noch Lehrsätze eines Elementarbuches für Kinder, für ein kindisches Volk; ein besserer Pädagog mußte kommen, und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen: Christus kam."

„Es war Zeit, daß ein anderes, wahres, nach diesem Leben zu gewärtigendes Leben Ein-

fluß auf die Handlungen der Menschen gewönne. Christus ward der erste zuverlässige, praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele. Zuverlässig durch die Weissagungen, die in ihm erfüllt schienen; zuverlässig durch die Wunder, die er verrichtete; zuverlässig durch seine eigene Wiederbelebung nach einem Tode, durch den er seine Lehre versiegelt hatte."

„Der erste praktische Lehrer. Denn ein anderes ist, die Unsterblichkeit der Seele als eine philosophische Spekulation vermuthen, wünschen, glauben: ein anderes, seine inneren und äußeren Handlungen darnach einrichten. Dieses lehrte Christus zuerst. Denn wenn es auch schon bei manchen Völkern Glaube war, daß böse Handlungen noch in jenem Leben bestraft würden, so waren es doch nur solche, die der bürgerlichen Gesellschaft Nachtheil brachten, und daher auch schon in der bürgerlichen Gesellschaft ihre Strafen hatten. Eine innere Reinigkeit des Herzens, in Hinsicht auf ein an-

deres Leben, zu empfehlen, war allein ihm vorbehalten."

„Seine Jünger haben diese Lehre getreulich fortgepflanzt. Und wenn sie auch kein anderes Verdienst hätten, als daß sie einer Wahrheit, die Christus (zunächst) nur für die Juden bestimmt zu haben schien, einen allgemeinen Umlauf unter mehreren Völkern verschafft haben: so wären sie schon darum unter die Pfleger und Wohlthäter des Menschengeschlechts zu rechnen."

„Es ist schon aus der Erfahrung klar, daß die Neutestamentlichen Schriften, in welchen sich diese Lehren nach einiger Zeit aufbewahrt fanden, das zweite bessere Elementarbuch für das menschliche Geschlecht abgegeben haben und noch abgeben. Sie haben seit siebzehn hundert Jahren den menschlichen Verstand mehr als alle andere Bücher beschäftigt und erleuchtet. Unmöglich hätte irgend ein anderes Buch unter so verschiedenen Völkern so allgemein bekannt werden können; und unstreitig hat das, daß so ganz ungleiche Denkungsarten sich mit diesem

nämlichen Buche beschäftigten, dem menschlichen Verstande mehr fortgeholfen, als wenn jedes Volk für sich besonders sein eigenes Elementarbuch gehabt hätte."

„Darum hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfest und glühest und noch etwas Höheres in ihm witterst, als man gewöhnlich in ihm sieht, es deine schwächeren Mitschüler merken zu lassen, was du witterst, oder schon zu sehen beginnst. Bis sie dir nach sind, diese schwächeren Mitschüler; — kehre lieber noch einmal in dieses Elementarbuch zurück, und untersuche, ob das, was du nur für Wendungen der Methode, für Lückenbüßer der Didaktik hältst, auch wohl nicht etwas Mehreres ist."

„Oder soll über das, was ihr in diesem Elementarbuche Geheimnisse nennt, nicht vernünftelt werden? Das Wort Geheimniß bedeutete, in den ersten Zeiten des Christenthums, ganz etwas anders, als wir jetzt darunter verstehen; und die Ausbildung geoffenbarter

Wahrheiten in Vernunftwahrheiten ist schlechterdings nothwendig, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen sein soll. Als sie geoffenbart wurden, waren sie freilich noch keine Vernunft- (der menschlichen Vernunft erkennbare) Wahrheiten; aber sie wurden geoffenbart, um es zu werden."

„Oder soll das menschliche Geschlecht auf diese höchste Stufe der Aufklärung und Reinigkeit (durch Christus) nie kommen? Nie? — Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! Die Erziehung hat ihr Ziel: bei dem Geschlechte nicht weniger, wie bei dem Einzelnen. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen. Darauf zweckt die menschliche Erziehung ab, und die göttliche soll nicht dahin reichen? Lästerung!"

„Nein; sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, die Zeit eines neuen, ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des neuen Bundes versprochen wird."

„Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten, zurück zu gehen. Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist. Du hast auf deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen! so viel Seitenschritte zu thun! — Und wie? wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre, daß das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein Einzelnes eben dahin liefert?"

Sind denn nun diese Geständnisse widerchristlich, gegen den lebendigen Geist des Christenthums, und gegen die göttliche Offenbarung desselben im höhern Sinne? Gründen sie sich nicht vielmehr alle auf die Grundstützen der Religion Christi, auf den Glauben an eine göttliche Vorsehung, an eine göttliche Oberleitung des Menschengeschlechts zu seiner

sittlichen Vollendung, an ein höheres Fortschreiten zu dieser Vollendung in einem andern Leben?

Was die kirchlichen Lehrbücher glauben nennen, gestaltete sich bei Lessing zum lernen, d. i. das Wahre aufsuchen, es sich zur klaren Erkenntniß bringen, es sich verständlich machen. Das Ergebniß dieser klar gewordenen Erkenntniß, dieses sich verständlich Machen der Wahrheit war ihm die Offenbarung, die Gott den ersten Erforschern zu Theil werden ließ. Nun läßt sich doch auch in der That keine göttliche Offenbarung denken, ohne das Lichtaufgehen in dem Menschen, ohne geistigen, ihn belebenden Anhauch. Auf welche außerordentliche, wunderbare Weise das auch geschehen sein mag, immer bleibt diese Offenbarung das Erzeugniß des Gottes in den so Gewürdigten, durch den Strahl von oben, die Vernunft, durch den allein der Mensch zum Menschen, zum Ebenbilde Gottes, und einer solchen Offenbarung fähig, durch den ihm bewahrheitet wird, das ihm Gegebene, von ihm erkannte, sei wirklich

lich von Gott. Es kann in einer göttlichen Offenbarung von uns etwas nicht begriffen werden, wie so manches in der Natur, das doch ist; aber die Vernunft muß in diesem Unbegreiflichen doch ein Göttliches erkennen, oder sie hört auf eine göttliche Offenbarung zu sein. Dies Siegel der Göttlichkeit trägt die Lehre Jesu, und dies Siegel ist es, was Lessing erkannte und erkannt wissen wollte.

Mag es sein, daß seine Ansichten über das Christenthum weder lutherisch-, noch calvinisch-christlich waren, was beweist das gegen sein Christenthum überhaupt? Ward er denn auch Luther oder Calvin getauft? Doch wohl nicht. Und wenn nicht, wie hat er um seiner Abweichungen von Luther und Calvin willen ein Abtrünniger von Christus, d. i. von dem durch ihn gestifteten Gottesreiche gescholten werden können?

Luther, Calvin und Zwingli wichen in ihren Meinungen von diesem oder jenem Gebote, dieser oder jener Lehre des Stifters des Christenthums ab, ohne deßwegen aufzuhö-

ren, seine Bekenner und Erkenner zu sein. Ja, selbst die Apostel waren nicht einig über den Sinn dieser oder jener Lehraufstellung ihres Meisters; dennoch hielten sie fest auf sein Evangelium und predigten es allen Völkern. Das lebendige Wort desselben bestand, trotz der Verschiedenheit ihrer Ansichten, und es wird bestehen, je mehr das ewige Evangelium aus ihm hervorgeht, was Christus in seinem neuen Elementarbuche der Erziehung des Menschengeschlechts verkündigte. Laßt es uns nur mit der reinen Wahrheitsforschung in ihm suchen, mit welcher der Mann, von dem hier die Rede ist, es aufzufinden strebte!

Der nähern Charakteristik Lessing's, als Menschen bedarf es kaum noch. Er geht aus seiner schriftstellerischen Thätigkeit lebendig und bedeutend hervor. Offenheit, Freisinn, Furchtlosigkeit, Begründungsliebe, Fortschreiten in Erkenntniß geistiger und sittlicher Veredelung; Streben nach Verbreitung des Menschenthumes, des Evangeliums der Liebe zur allgemeinen Brüderschaft auf Erden: das sind die

hervorspringenden Züge, die ihn als Menschen bezeichnen. War er auch nicht überall der ruhige Prüfer der Wahrheit, nicht überall der gelassene Bestreiter des Irrthums (wie für den Vortheil der Sache wohl zu wünschen gewesen wäre): so riß ihn doch kein blinder Eifer hin, so erniedrigte er sich doch nie zu Verläumdung und Verhetzung. Er war ein liebender Sohn, ein treuer Bruder, ein gemüthvoller Ehemann, ein wahrer Freund; mitleidig und wohlthätig, lebenslustig und frohsinnig, doch mit Maaß und Ziel. Nicht ohne Starr- und Eigensinn, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte, war er an mancher trüben Lage, in die er gerieth, an mancher Klemme, die ihn drückte, wohl selbst Schuld; aber dieser Starr- und Eigensinn war doch mehr Fehler seines eigenmächtigen Kopfes, als seines Herzens. Auch hatte selbst sein Starr- und Eigensinn eine lautere Quelle, das Gefühl seiner Kraft, die Macht seines Willens. Ein bedeutender Zug in seinem sittlichen Selbst war Bescheidenheit, freundliches Entgegenkommen, An-

erkennung auch des kleinsten, wirklichen Verdienstes, recht überströmendes Lustgefühl an der Erscheinung eines entschiedenen ausgezeichneten Talentes. So erschien er Allen, die ihm nahe traten, Allen, die in naher Verbindung mit ihm standen, Allen, die ihm nahe lebten. Er hat kein Denkmal erhalten, kaum einen Denkstein. Aber eine dankbare Nachwelt wird sein Denkmal in seinen Werken finden, und die Worte Nathan's über Saladin auf ihn anwenden:

Der Mann steht seinem Ruhm, sein Ruhm
ist bloß sein Schatten.

Diese Worte mögen denn auch die Inschrift zu den kleinen Steinchen sein, die ich hier zu seinem Denkmale zusammengetragen habe.

Berlin, gedruckt bei C. Feister und W. Eisersdorff.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schink, Johann Friedrich, / Lessing, Gotthold Ephraim, / Schink, Johann Friedrich,

Gotthold Ephraim Lessings sämmtliche Schriften

Bd.: 31

1825

Coburg, Landesbibliothek -- D I 7/1(31)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11939536-9